

Hans F. K. Günther

Adel und Rasse

2. erweiterte Auflage
4—8. Tausend



J. F. Lehmanns Verlag, / München

Adel und Rasse

Von Hans F. K. Günther





Heinrich der Löwe mit seiner Gemahlin Mathilde von England.
Nach ihrem Grabmal im Dom zu Braunschweig.

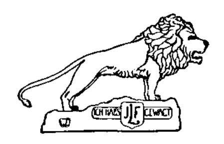
Adel und Rasse

von

Dr. Hans F. K. Günther

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage
Mit 127 Abbildungen

4.—8. Tausend.



J. F. Lehmanns Verlag / München 1927

Druck von Kastner & Callwey, München.

Dem Andenken
an meinen Vater
(1858—1926)

Vorwort zur zweiten Auflage.

Schon wenige Wochen nach Erscheinen der ersten Auflage mußte der Verlag dem Verfasser mitteilen, es sei notwendig, eine zweite Auflage vorzubereiten. Der Verfasser hat daraufhin den Stoff noch einmal ergänzend und vertiefend durchgearbeitet. Im Bilderteil wurde ausgeschieden und ergänzt. Verleger und Verfasser nehmen auch fernerhin gerne Bildvorlagen, insbesondere Bilder weiblicher Gestalten und Köpfe entgegen, welche künftigen Auflagen dieser Schrift dienen können, vor allem also Bilder von Vertretern und Vertreterinnen des Adels aller deutschen Stämme.

Lidingö (Schweden), Mitte November 1926.

Dr. Hans F. K. Günther.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die vorliegende Schrift wird ohne eine gewisse Kenntnis des leiblichen und seelischen Wesens der europäischen Rassen nicht richtig verstanden werden. Sie wendet sich aber nicht nur an den Standesadel, sondern an alle rassisch und erbgesundheitlich (rassenhygienisch) Bestrebten, d. h. alle diejenigen, welchen an der Schaffung vorbildlicher Geschlechter etwas gelegen ist.

Herrn Dietrich Bernhardi (Altenburg) habe ich zu danken für seine gütige Hilfe bei Durchsicht der Druckbogen.

Uppsala (Schweden), Mitte März 1926.

Dr. Hans F. K. Günther.

I.

C'est du Nord aujourd'hui que
nous vient la lumière.
(A. de Lamartine, Cours familier de
littérature, 1867).

Zwischen Adel und Rasse oder — wo es einen Adel nicht gibt oder nicht mehr gibt — zwischen Oberschicht und Rasse bestehen wohl bestimmte Beziehungen in allen Völkern der Erde, welche überhaupt eine Schichtung erkennen lassen. Man weiß z. B., daß die oberen Schichten in China sich vom Volksdurchschnitt unterscheiden durch höheren, schlankeren Wuchs, schmälere Gesichter mit schmäleren Nasen, hellere Haut, gelegentlich minder dunkle oder sogar hellere Augen und eine minder innerasiatische oder auch schon europäische Bildung der Augenlider. Der französische Rassenforscher Legendre, der lange in China geweilt und geforscht hat, hat vor kurzem die Ansicht ausgesprochen, China habe in seiner frühen Geschichte einen starken Einschlag nordischen Blutes erhalten. Hängt es damit zusammen, daß die Frauen der chinesischen Oberschicht sich heute mit Weiß und Rot schminken, um ihrem Gesicht die blühende Farbe nordischer Gesichter zu geben?

In Indien nimmt ebenfalls mit der Höhe der Kaste die durchschnittliche Körperhöhe zu, die Dunkelheit der Haut und die Breite der Nase ab. Unter den Beduinen zeigen die führenden Geschlechter das Rassenbild am reinsten, das als orientalische Rasse bezeichnet worden ist.[1]) Nach dieser Rasse hat sich auch für den Araber das Bild des edlen und schönen Menschen gerichtet. Als schön besungen werden schlank-volle, geschmeidige Frauen mit üppig breiten Hüften, mit tiefschwarzem, lockigem Haar, großen, tiefdunklen Augen voll feuchten Schmelzes, blasser Haut, mit einer leichtgekrümmten feinen Nase und scharfgezeichneter Oberlippe. Als edel bezeichnet werden Frauen von

[1]) Über die körperlichen Merkmale und seelischen Eigenschaften aller im folgenden genannten Rassen vgl. Günther, „Rassenkunde Europas" und „Rassenkunde des deutschen Volkes", II. A. J. F. Lehmann, München 1926.

Stolz und Geist, ja von kriegerischem Mut. Es ist das gleiche Schönheitsbild, das sich auch heute noch im jüdischen Volk zeigt: die „schöne" Jüdin ist zumeist die Jüdin orientalischer Rasse. Juden und Jüdinnen orientalischer Rasse erscheinen oft wie der Adel des jüdischen Volkstums. Weil unter den sephardischen Juden die orientalische Rasse viel stärker vertreten ist als unter den aschkenasischen[1]), wirken die sephardischen Juden im allgemeinen vornehm gegenüber den unvornehm wirkenden aschkenasischen; ja unter den sephardischen

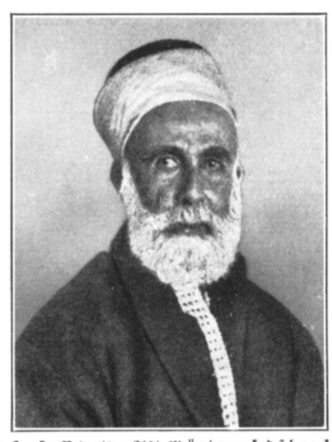


Abb. 1. Hussein ibn Ali, König v. Hedschas 1916 bis 1924, Kalif v. Transjordanien, Mesopotamien u. Hedschas seit 1924. Orientalische Rasse.

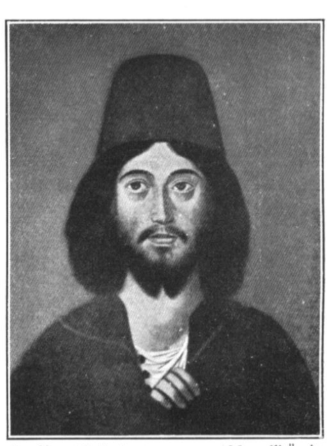


Abb. 2. Boabdil, letzter maurischer König von Granada, aus Spanien vertrieben 1492. Orientalisch oder vorwiegend orientalisch. (Aus Mann, Der Islam einst und jetzt.)

Juden finden sich nicht wenige, welche nicht nur wie eine Art jüdischer Adel wirken, sondern sich selbst auch so fühlen.

Für Westafrika hat Frobenius in seinen „Kulturtypen aus dem Westsudan[2]), die Beziehungen zwischen Adel und Rasse, zwischen Rassen und Ständeschichtung sehr aufschlußreich beschrieben. Im Westsudan will man die Angehörigen der Ritterschicht schon an ihren kleinen Ohren, kleinen Füßen und Händen erkennen. Es heißt auch: „Ein echter Fulbe muß feine Glieder und zarte Finger haben", d. h. nur diejenigen Angehörigen des westsudanischen Volkes der Fulbe, welche mehr hamitisches als negerisches Blut haben, werden als „echt" angesehen, denn die hamitische Rasse zeigt bei sehr großer

[1]) Über diese beiden Gruppen des jüdischen Volkes siehe den Anhang „Rassenkunde des jüdischen Volkes" bei Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1926.

[2]) Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband 35, 1909/10.

Körperhöhe einen sehr feinen, schlanken Wuchs und entsprechende Gesichtszüge und Gliedmaßen.

Die Bilder ostafrikanischer Stämme zeigen einen auffallenden Rassenunterschied zwischen Adel und nichtadligem Volk, am deutlichsten etwa bei den Massai oder den Watussi. Der Adel zeigt zumeist Menschen hamitischer (äthiopischer) Rasse mit geringem negerischem Einschlag, das übrige Volk negerische Rasse mit geringem hamitischem Einschlag. Dieser hamitische Einschlag in Adel oder Oberschicht zeigt sich innerhalb vieler afrikanischer Stämme, besonders der Völker hamitischer Sprache. Anscheinend hat die hamitische (äthiopische) Rasse innerhalb vieler afrikanischer Stämme die gleiche Bedeutung eines schöpferischen Menschenschlags gehabt wie die nordische Rasse innerhalb der Völker indogermanischer Sprache. Für das alte Ägypten hat sie anscheinend immer wieder kraftvolle Herrschergeschlechter gestellt, Männer und Frauen, aus deren Gesichtszügen noch im Zustande der Mumien hohe Fähigkeiten der Staatenlenkung zu sprechen scheinen. Nach der hamitischen Rasse hin ist auch das Schönheitsbild der alten Ägypter gerichtet: die überschlanken hohen Gestalten der ägyptischen Kunst mit dem kennzeichnenden Zug jener adligen Beherrschung der Gebärde, von welcher Platon in den „Gesetzen" berichtet (vgl. Abb. 3).

Innerhalb aller Völker indogermanischer Sprache, ja da und dort über deren Kreis hinaus, hat sich die nordische Rasse als schöpferische, staatenbildende, in Staat und Geistesleben führende Rasse erwiesen — das sollte die „Rassenkunde Europas" zu zeigen versuchen. Die nordische Rasse erscheint als der „K e r n" für Staat und Geistesleben der Völker indogermanischer Sprache: diese Bezeichnung, welche der schwedische Sprachwissenschafter J o h a n s s o n für die Bedeutung der nordischen Rasse gewählt hatte[1]), mußte die Rassenforschung bestätigen. Stämme nordwesteuropäischer Herkunft, Stämme nordischer Rasse und indogermanischer Sprache, hatten jeweils nach der Eroberung bestimmter Gebiete und Unterwerfung der ansässigen Bevölkerungen mit diesen Bevölkerungen zusammen bestimmte Völker gebildet, in welchen die Einwanderer nordischer Rasse die „Freien" und den Adel bildeten: so auch im indischen und persischen, im armenischen, hellenischen und römischen Volk.[2]) In all

[1]) J o h a n s s o n, Var låg vår folkstams urhem? Nordisk Tidskrift, 1911, Heft 3.

[2]) Die nordwesteuropäische Herkunft der Stämme indogermanischer Sprache hat neuerdings eine sehr klare, kurze, auf die Fragen der Rasse jedoch

diesen Völkern, in diesen von nordischen Stämmen gegründeten Staaten, schwand durch Vermischung und Gegenauslese die nordische Rasse hier schneller, dort langsamer dahin. Aber auch im heutigen Indien zeigen sich bei der obersten Schicht, bei den Brahmanen, gelegentlich nordische Züge, sogar noch hin und wieder helle Augen. Noch heute sollen Hellhaarige und Helläugige in den alten Adelsgeschlechtern Persiens nicht selten sein. Bis heute hat sich die nordische Rasse erhalten unter den meist hochgewachsenen, blonden, blauäugigen Sphakioten, diesem durch Tapferkeit und Freiheitsdrang ausgezeichneten kretischen Volksstamm althellenischer (wohl spartanischer) Herkunft, dessen abgesondert liegendes Gebiet die Bewahrung nordischen Blutes möglich gemacht hat.

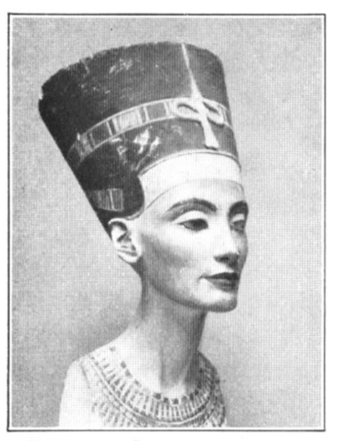


Abb. 3. Königin Nofret-ete von Ägypten. 14. Jahrh. v. Chr. Hamitisch.

Nordischer Rassenherkunft waren die freien Achaier, ein hellenischer Stamm, der auf hettitischen Inschriften schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts v. Chr. erwähnt wird. Der trojanische Krieg war eine achaiische Unternehmung, dessen sagenhafte Schilderung in der Ilias ja schon die Gegenauslese vermuten läßt, welche das Blut der kriegerischen nordischen Geschlechter traf. Vermischung mit den nicht-nordischen Bevölkerungen in Griechenland kam hinzu. Dem jüngeren hellenischen Stamm nordischer Herkunft, den Spartanern, die ins achaiische Gebiet eindrangen, waren die entnordeten Achaier nicht mehr gewachsen. Die Herrschaft ging an die spartanischen Geschlechter über, die als eine neue Adelsschicht, die Spartiaten, das Land unter sich zu unveräußerlichen Erbgütern verteilten. Nun siedelten unter dem Spartiatenadel die freien, doch zinspflichtigen Achaier als die Schicht der Periöken (perioikoi, d. h. Umherwohnende) und als unterste Schicht die unfreien Knechte, die Heloten, jene schon von den Achaiern unterworfene Vorbevölkerung. Die

nicht eingehende Darstellung von berufenster Seite erfahren in dem Büchlein von Paul Kretschmer: Die indogermanische Sprachwissenschaft. Eine Einführung für die Schule, 1925.

Spartiaten nannten sich untereinander homoioi, die Gleichen, wahrscheinlich eine Bezeichnung, die ursprünglich auf das gleiche nordische Blut hinwies, dessen die Spartiaten sich bei ihrer Landnahme ja gegenüber Periöken und Heloten bewußt werden mußten, eine Bezeichnung, die dann, ihren ursprünglichen und tieferen Sinn verlierend, zu einer bloßen Standesbezeichnung wurde. Dem Schutz des spartanischen Blutes und der Erbgesundheitspflege (Rassenhygiene) dienten ursprünglich verschiedene Gesetze und überlieferte Anschauungen. Verfassungsänderungen und Überlieferungs- und Sittenauflösung mußten zu Rassenmischung und Gegenauslese führen. Die Periöken, im allgemeinen mit dem Spartiatenadel zufrieden, wurden schließlich durch Gewerbe und Handel — beides den Spartiaten, die Landadel bleiben sollten, verboten — öfters reicher als die Spartiaten. Nun konnte, wie Theognis von Megara aus der Geschichte seines hellenischen Stammes es bezeugt, „Reichtum die Rasse verwüsten", konnte sich der Adel mit dem nicht-adligen Reichtum verbinden, damit eben die Kraft auflösend, in welcher sein Adel lag: das rein erhaltene nordische Blut. Gegenauslese wirkte mit: die Spartiaten stellten den Kern und die Hauptstärke der Heere. In den Perserkriegen (500—499 v. Chr.) hatten sie noch 8000 Mann gestellt, bei Plataiai (479 v. Chr.) standen 5000 Periöken neben 5000 Spartiaten im Kampf, bei Leuktra (371 v. Chr.) zählte man nur noch 1500 Spartiaten, und der Ausgang der Schlacht zerstörte den Ruf der Unüberwindlichkeit Spartas; im Jahre 224 v. Chr. zählte man noch 700 Spartiaten. Vom peloponnesischen Kriege ab, also seit Ende des 5. Jahrhunderts, hatten auch Heloten ins Heer eingestellt werden müssen, um die Bestände zu ergänzen. Die Tapfersten unter ihnen waren frei erklärt worden, wodurch nun auch Blut der untersten Schicht in die oberste reichlich einsickern konnte. Periöken und Heloten hatten mit ihrer Nachkommenzahl den Adel weit überholt. Mit dem Schwinden der spartiatischen Stärke war aber Spartas Stärke selbst geschwunden.

Ein klares Erkennen der Adelsfrage als einer Blutsfrage und der Frage der Erhaltung des Adels als einer Frage der Erbgesundheitspflege (Rassenhygiene) und der Nachkommenzahl[1]), nur ein solches

[1]) Fahlbeck hat nach Untersuchungen über den Adel Schwedens (Der Adel Schwedens, 1903) als „Erhaltungsmindestzahl" die Zahl von 4 Kindern auf eine Ehe angegeben; vgl. Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Lehmann, München 1923, Bd. II, S. 95.

klares Erkennen — zu dem wirklich Keime in der spartanischen Gesetzgebung sich fanden — hätte die Spartiaten und damit Sparta vor seinem Untergang bewahren können.

Auch Athen ist der Entnordung verfallen. Auch dort schwanden die Geschlechter der nordischen Eupatriden (d. h. Söhne edler Väter), oder Eugeneis (d. h. aus edlem Geschlecht Stammenden), wie sich der Adel nannte, durch Vermischung, Gegenauslese, Geburtenbeschränkung.

Mit diesen Geschlechtern schwand aber immer mehr vom seelischen Wesen der nordischen Rasse aus dem hellenischen Leben. Es schwand jene nordische Selbstzucht der Empfindung, die mesótes, die sophrosýne, die nordische Besonnenheit, welche den großen Hellenen als ein besonderer Wert erschien. Es schwand jene Edelmannsart, welche Aristoteles in seiner Sittenlehre (der sogenannten Nikomachischen Ethik) megalopsychía genannt und als die feste Bewahrung der Mitte zwischen Kleinmut und Aufgeblasenheit bezeichnet hat. Immer seltener wird im hellenischen Leben die von Aristoteles zum Vorbild erhobene Gestalt des Großgesinnten, des Seelenstarken (megalópsychos): er lebe so, sagt der Philosoph, daß er kaum eines anderen bedarf, er erweise gerne Wohltaten, empfange solche ungern; ihm gelte Wahrheit mehr als Menschenmeinungen, er sei freimütig, bestaune nichts, sei zurückhaltend und gelassen in Bewegung und Rede, der Menge gegenüber lächelnd überlegen.

Mit dem seelischen Bilde des Großgesinnten war aber auch den späten Hellenen das leibliche Bild der nordischen Rasse noch verbunden. Das erweisen nicht nur Bildwerke, darauf deutet auch hin, daß Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik (VII, 7) aussagt, Schönheit könne sich nur in einem großen Leib verwirklichen: „Die Kleinen sind wohl fein und wohlgebaut, aber nicht schön.“ „Schön und groß“ war ja eine stehende Redensart der frühen Hellenen gewesen, welche wie die stehende Redensart „schön und gut“ auf leiblich-seelische Züge nordischer Rasse wies. Solchen Vorstellungen entsprechend fordert noch Platon (Staat, VII), die Staatenlenker sollten schön sein.

Als aber jener größte Vertreter des athenischen Adels, Platon, seine Gedanken der Steigerung des Menschen durch Auslese — es sollen die Besten mit den Besten möglichst viele, die Schlechtesten mit den Schlechtesten möglichst wenig oder keine Kinder zeugen — in seinem „Staat“ und in seinen „Gesetzen“ niederlegte, als sein Schüler Aristoteles das Vorbild des Großgesinnten wies, war Athen schon zu arm geworden an dem Menschenschlag, der solche Gedanken hätte verwirklichen können.

Daß in Athen noch in dessen Spätzeit manche überragende Männer erstanden sind, ist auch die Folge der Einwanderung Tüchtiger und Begabter, welche von ihren Heimatstädten verbannt worden waren, eine Einwanderung, welche nach Thukydides Zeugnis vor allem Athen zugute kam. Auch stammt mancher hervorragende Athener (wie auch Aristoteles) von Vater- und Mutterseite oder durch Einwanderung der Eltern aus dem Blut der an nordischer Rasse zu Athens Spätzeit noch so reichen Völker im unteren Donaugebiet. Als auch

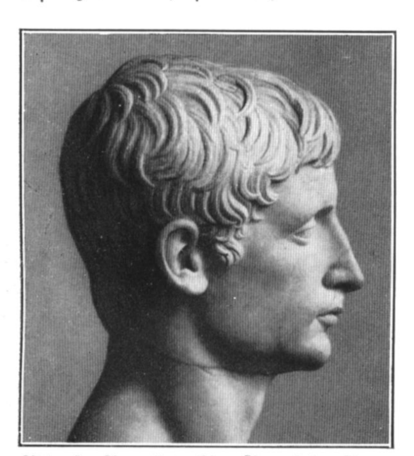
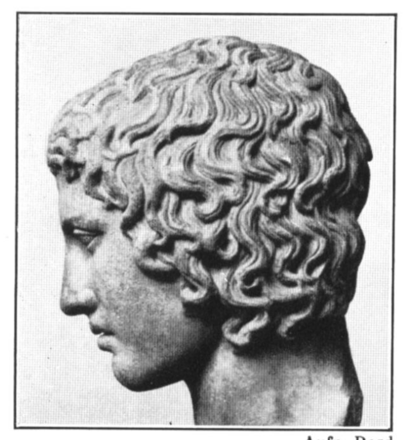


Abb. 4. Augustus, 63 v. Chr.—14 n. Chr., erster römischer Kaiser. Nordisch, H: blond nach Sueton.



Aufn. Bard

Abb. 5. Unbekannter Hellene aus dem 5. Jahrh. v. Chr., nordisch. Staatl. Museum, Berlin.

dieses Blut versiegt war, begann sich in Hellas der Menschenschlag auszubreiten, welcher Griechenland heute kennzeichnet, ein Schlag, welcher nichts mehr gemein hat mit dem Bilde, das Homer von den Edlen, den Aristoi (wie er den Adel nennt) gezeichnet hatte, diesen hochgewachsenen, blonden Helden. Noch im 2. Jahrhundert v. Chr. lassen sich in der gebildeten Oberschicht Athens, die man „Athener“ nannte, seelische Züge der nordischen Rasse erkennen, so wenn Dikaiarchos diese „Athener“ als hochherzig, bieder, aufrichtig in der Freundschaft schildert gegenüber der Unterschicht, die man „Attiker“ nannte, welche Dikaiarchos als „neugierige Schwätzer“ erschienen.

Wie den Untergang Spartas und Athens, so mußte die „Rassenkunde Europas“ auch den Untergang Roms als einen Vorgang der Entnordung beschreiben. Das Blut der nordischen Patricii — d. h. der Nachkommen der 300 latinischen und sabinischen Geschlechtsältesten (patres familias), welche den ältesten Senat Roms gebildet

hatten — war die Bedingung für Roms Aufstieg, das Schwinden des nordischen Blutes der italischen Stämme die Ursache zum Untergang des Römischen Reichs. Daß zwischen Adel und Rasse ein Zusammenhang bestanden hatte, war noch den entnordeten und entarteten Römern der Kaiserzeit bewußt. Reiche Emporkömmlinge bezogen sich nun blondes Haar aus Germanien, um damit Adel vorzutäuschen. Messalina verbarg ihr schwarzes Haar unter blonder Perücke, wie sie auch der afrikanisch-asiatische Mischling auf dem

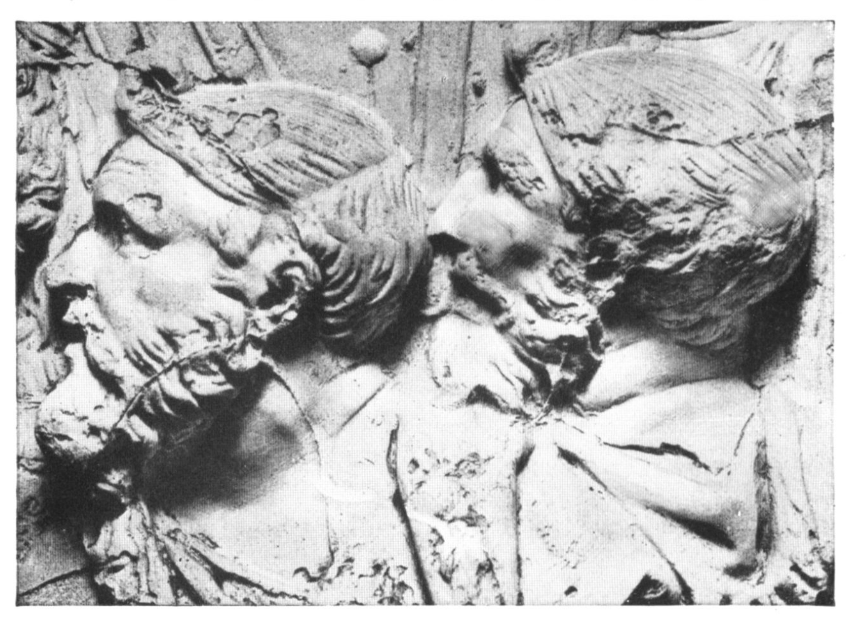


Abb. 6. Germanenköpfe von der Trajanssäule. 113 n. Chr. Nordisch.

Throne der Cäsaren, Caracalla, trug. Auch Ovid erwähnt (in seinen „Amores" und seiner „Ars amandi") den Gebrauch blonder Perücken.

Noch bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. waren römische Bildnisbüsten bemalt worden: Haare und Lippen zeigen oft noch Farbreste, die heute als braunrot erscheinen. Man wird aber nicht annehmen dürfen, die Dargestellten seien jeweils auch blond gewesen, selbst wenn ihre Gesichtszüge noch vorwiegend nordisch erscheinen. Die Bemalung sollte vielleicht die Haarfarbe festhalten, mit der die Vorstellung edlen Blutes so verbunden war, daß noch in der Spätzeit Roms die Götter und die Helden der Vorzeit von den Dichtern immer blond genannt wurden.

Um sich ein adliges Aussehen zu geben, färbte man sich im späten Rom (wie im heutigen Abendland und besonders in Paris) die Haare blond; Juvenalis, Martialis, Lucanus und Plinius berichten von diesen Haarfärbemitteln, wie auch Euripides sie aus seiner Umwelt, dem späten Hellas, erwähnt hatte (κόμης ξανθίσματα). In der späten Kaiserzeit wurde der Titel patricius als Ehrentitel für eine gewisse Rangerhöhung eingeführt. Im frühen Rom war man patricius der Abstammung und der Rasse nach gewesen. Die Rasse dieser frührömischen patricii war aber in der späten Kaiserzeit nur bei den germanischen „Barbaren" zu finden, welche damals den zerfallenden Staat noch stützten, später ihn zur Gründung eigener Staaten beseitigten. (Abb. 6.)

Auf die Beziehungen zwischen Adel und Rasse, auf das nordische Blut der Freien, weist auch das späte altirische Schrifttum noch hin, wenn es die Freien immer blond, die Knechte immer dunkel nennt. Aber ebenso deutlich erscheinen Beziehungen zwischen Adel und Rasse dadurch, daß die erschließbare Urzeit der Völker indogermanischer Sprache (und nordischer Rassenherkunft) keine Ständeschichtung zeigt — die Urslawen zeigen noch solche Verhältnisse —; ferner dadurch, daß sich innerhalb der Germanenstämme, bei denen die nordische Rasse am stärksten vorherrschte, kein eigentlicher Adel ausbilden konnte. Der dänische und der schwedische Adel stellen sich als Standesbildungen nach mitteleuropäischen Vorbildern des 13. Jahrhunderts dar, Rückwirkungen aus den Gebieten der frühmittelalterlichen Eroberungen der Germanenstämme auf das germanische Heimatgebiet. Norwegen hat einen Adel als festen Geburtsstand erst durch die Dänenherrschaft im 16. Jahrhundert erhalten und bei der Wiedergewinnung seiner Selbständigkeit im Jahre 1814 den Adel, der in Norwegen als etwas dem Volksgeist ganz Fremdes gegolten hat und gilt, gleich wieder abgeschafft. Bei den so stark vorwiegend nordischen Dithmarschern konnte weder ein Adel aufkommen, noch die mittelalterliche Leibeigenschaft eindringen.

Für die frühgermanischen Stämme und die sie durchwirkende Rassenseele ist kennzeichnend der Stand der Adelbauern. Diesen Namen hat Neckel in Anlehnung an deren alte Benennung gewählt, denn jeder dieser freien, selbstwirtschaftenden Bauern saß auf seinem Erbgut, dem „Adel" oder „Odel" oder auch „Vater-odel", wie das

Abb. 7. u. 8. Kriegergestalten. Köln, St. Gereon. Malerei in der Apsis des Hochchors. Mitte des 12. Jahrhunderts. Nordisch. (Aus Clemen.)

vererbte Stammgut hieß.[1]) Neckel führt aus: „Die Erblichkeit, die Angestammtheit des Hofes war das, was das soziale Wesen des Adelbauern, nämlich seine Freiheit, seinen Freiheitsstolz und Freiheitsanspruch bedingte . . . Zugleich war er, mochte es nun in größerem oder kleinerem Maßstabe der Fall sein, allemal ein Besitzender und ein Herrschender, und die Vorfahren waren dasselbe gewesen . . . Aus diesen Fäden wob sich eine starke Pietät gegen die Väter, oft ein entwickelter Ahnenstolz . . . Stammbaumkunde und sonstige Familiengeschichte wurde gewiß überall in Germanien von manchem Adelbauern gepflegt, wenn auch in Norwegen und Island dies zu einzigartigen Folgen geführt hat: die isländischen Sagas, echt germanische bäuerliche Familiengeschichten zum Teil bedeutenden Umfangs, sind daraus entstanden."[2])

Züge also, wie Stammbaumkunde, Ehrung der Sippengeschichte, achtsame Gattenwahl der Söhne und Töchter aus angesehenen Geschlechtern, solche Züge, die in den Spätzeiten der indogermanischen Völker als Gebräuche, wenn nicht als belächelte und verspottete Unsitten des Adels oder der Oberschicht galten, sind demnach ursprünglich nichts anderes gewesen, als ein Ausdruck nordischen Empfindens, wie sie heute noch eben in den nordischsten Gebieten Norwegens und Schwedens dem Bauern eigen sind. „Innerhalb der Bevölkerung zeigt sich ein sehr betonter Standesunterschied, weshalb Ehen unter dem Stande nur unter Schwierigkeiten geschlossen werden. Die Menschen haben im ganzen ein gewisses aristokratisches Gepräge und Denken, das sich in Ahnenstolz, Sippenüberlieferungen und Kenntnis ihrer Stammbäume äußert" — so berichtet der norwegische Arzt und Rassenforscher Arbo.[3])

Solche vom heutigen Abendland als „adlig" empfundenen oder auch als „dünkelhaft" verschrieenen Züge sind demnach im Grunde und ursprünglich keine Standes- sondern eine Rassenerscheinung. Sie galten für das ganze Urheimatgebiet der Germanen so, wie sie

[1]) Die altnorwegische Bezeichnung war ódal, die althochdeutsche uodal, die altniedersächsische odil, die angelsächsische édel. Im mittelalterlichen Latein ist daraus durch Buchstabenumstellung allodium geworden. Ursprünglich bedeutet „Odel" wahrscheinlich soviel wie Ackerland. Das Wort ist erhalten in den Namen Ulrich (Uodalrich) und Uhland (Uodalland).

[2]) Neckel, Altgermanische Kultur, 1925 (Sammlung Wissenschaft und Bildung, Nr. 208).

[3]) Arbo, Er der foregaat nye invandringer i Norden, Ymer, Heft I, 1900.

heute sich nur noch vereinzelt in Gegenden stärkeren Vorwiegens der nordischen Rasse oder da und dort bei einzelnen Geschlechtern zeigen. Sie galten bei den frühmittelalterlichen Sachsen im heutigen Gebiet niedersächsischer Mundart ebenso wie heute etwa im norwegischen Gudbrandstal. In dem aus dem 9. Jahrhundert stammenden Bericht über die Sachsen, den die Mönche Rudolf und Meginhart in der Translatio S. Alexandri auctoribus Ruodolfo et Meginharto[1]) gegeben haben, findet sich die Stelle: „Da sie vorsorglich auf das eigene Geschlecht und ihre edlen Geschlechter bedacht sind, ist ihnen daran gelegen, nicht leichtfertig durch Ehen mit Fremdstämmigen oder Unfreien Schaden zu nehmen. Sie wollen ein eigengearteter, reiner, nur sich selber gleicher Stamm bleiben. Daher gleichen sie einander auch alle an Höhe des Wuchses und an Haarfarbe, so viele ihrer auch sind."

In einem rein nordischen Gebiet, in einem Gebiet, wo zum mindesten der Stand der Freien fast rein nordisch war, waren ja alle Menschen eine Art homoioi (Gleiche), und ein Vorrang konnte nur dem Menschen oder dem Geschlecht von besonderer Tüchtigkeit zukommen. So war es schon bei den nordischen Germanen zu Tacitus' Zeit gewesen. Die nobiles, welche Tacitus (etwa 99 n. Chr.) in der „Germania" (III, 28) als germanischen Adel erwähnt, waren wohl zumeist nur Männer hervorragender Tüchtigkeit aus anerkannt tüchtigem Geschlecht. Die germanische Frühzeit sieht immer zuerst das Geschlecht, dann erst den Einzelmenschen, und diesen immer zugleich als Vertreter seines Geschlechts. Diesen so bezeichnend „unmodernen" (in der Sprache unserer Zeit „anti-individualistischen") Zug der germanischen Frühzeit hat vor allem jene tiefste Schilderung der frühgermanischen Seele, Grönbechs „Vor folkeæt i Oldtiden" erwiesen. Aus besonders angesehenen Oberhäuptern der Geschlechterverbände, aus denen sich die germanischen Stämme zusammensetzten, bildete sich wahrscheinlich immer wieder ein gewisser Adel, der gelegentlich schon fast zu einem Geburtsadel der Nachkommen werden konnte. Von diesem Frühadel der Germanen ist heute nichts mehr erhalten, soweit nicht etwa dessen Blut in die Adelsgeschlechter überging, welche sich in der Völkerwanderungszeit bildeten.

Gerade das Fehlen eines Adels als Geburtsstandes, gerade die Möglichkeit, daß man aus hervorragenden Geschlechtern immer, wenn

[1]) Monumenta Germaniae historica, Scriptores II, S. 637.

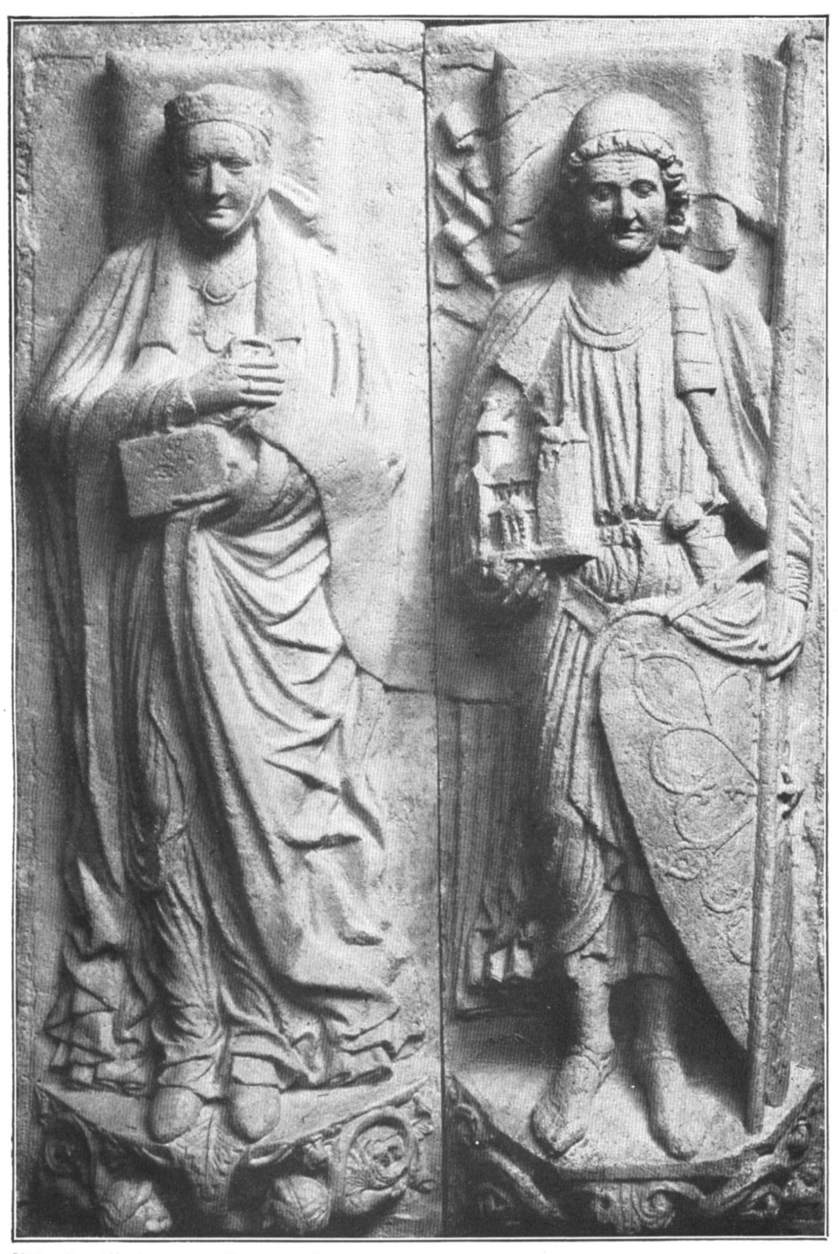


Abb. 9. Mechthildis, Gemahlin Dedos V., Tochter des Grafen Goswin von Heinsberg gest. 1189.

Abb. 10. Dedo V., der Feiste, Graf v. Groitzsch, Markgraf d. Niederlausitz, Sohn Konrads d. Großen. 1142-1190. Schloßk. z. Wechselburg.

man eine besondere Führerschaft in besonderer Lage für notwendig erachtete, Herzöge und Könige wählte, daß man aber auch Herzöge und Könige absetzen konnte, wenn sie sich ihrer Väter nicht voll würdig gezeigt hatten, solche der Bildung eines Geburtsadels nicht günstigen Züge weisen auf eine Bevölkerung von „Gleichen" hin, wie sie für das nordwesteuropäische (nordwestdeutsche und südskandinavische) Heimatgebiet der Germanen bezeichnend sein mußte. Hier im Urheimatgebiet waren und blieben bis tief ins Mittelalter hinein die Germanen im wesentlichen Bauern, die freien selbstwirtschaftenden Bauern, welche sie schon zu vorgeschichtlicher Zeit gewesen waren. Aber — und hier zeigt sich das seelische Wesen der nordischen Rasse — diese Bauern waren „Adelsbauern": Freiheitslust, Ahnenstolz, Herrentum — machten ihr Wesen aus. Verachtet war unter ihnen Knechtsgesinnung, und eben darum wurde jede Überhebung eines Herzogs oder Königs abgewiesen. Zu einem untüchtigen und hochmütigen König läßt die Heimskringla den Gesetzesmann Thorgny (auf dem Thing zu Uppsala im Jahre 1018) sagen, die Vorfahren hätten schon fünf Könige ertränkt, die von Übermut geschwollen waren.[1]) Diese Bauern waren ihrem Blut nach der Stoff, aus dem sich nach der Völkerwanderung der Adel der südlicheren Germanenstämme bildete, der sich gegenseitig als die pairs (vom lat. pares, die Gleichen) erkannte und den Königen ebenso entgegentrat wie die Bauern der germanischen Frühzeit. Wurzelte sich schließlich das Königtum gerade auch infolge der Achtung vor tüchtigen Geschlechtern bei allen germanischen Stämmen ein, so war doch die Macht des Königtums



Abb. 11. Königsbild. Wandmalerei in der Unterkirche zu Schwarzrheindorf. Mitte des 12. Jahrh. Nordisch. (Aus Clemen.)

[1]) Sammlung Thule, Bd. 15, in der „Saga vom Heiligen Olav".

geradeso von Fülle und Kraft des jeweiligen Königs abhängig, wie das homerische Königtum auf dem überragenden Wesen derjenigen aristoi beruht hatte, welche die nordischen Hellenen der Frühzeit zu ihren Königen gewählt hatten: bei Hellenen und Germanen eine Auswirkung des seelischen Wesens der nordischen Rasse. Mit dem Schwinden der nordischen Rasse auch innerhalb der Adelsschichten ist jeweils auf diese stolze Selbstbehauptung gegenüber Herrschern und Herrschergeschlechtern geschwunden.

Bei den noch stark vorwiegend nordischen Urslawen hatten sich etwa die Ständeverhältnisse der indogermanischen Urzeit erhalten, an welche sich Herodot erinnert, wenn er (VI, 137) von einer Vorzeit seines Volkes berichtet, in der es noch keine Unfreien gegeben habe. Bei den Germanen unterscheidet Tacitus (etwa 99 n. Chr.) eine freie Schicht, bestehend aus nobiles (Vornehmen) und ingenui (Freien), darunter eine halbfreie Schicht, die liberti (Freigelassenen), darunter endlich eine unfreie Schicht, die servi (Knechte). Das nicht-nordische Blut muß hauptsächlich in der Schicht der Freigelassenen und der Knechte zu erkennen gewesen sein, denn diese Schichten entstammten zum Teil unterworfenen nicht-nordischen Vorbevölkerungen, zum Teil bestanden sie aus Kriegsgefangenen nicht-nordischer oder minder-nordischer Völker, zum Teil aber auch aus Kriegsgefangenen aus den damals noch so stark vorwiegend nordischen Germanenstämmen selbst.

Bei Indern, Persern, Hellenen, Italikern und Kelten, diesen anderen geschichtlich bedeutungsvollen Stämmen nordischer Rassenherkunft, konnte erst die Überschichtung des einwandernden nordischen Erobererstammes einen Geburtsadel schaffen. Erst ein Zusammentreffen mit nicht-nordischen Menschen konnte den Indern ein Bewußtsein ihrer Blondheit schaffen. In dem Gebiet, wo sie mit Persern zusammen sich als eine Sondergruppe innerhalb der Völker indogermanischer Sprache bildeten, in Südrußland, waren sie noch von nordischen Stämmen umgeben gewesen. In Armenien erst traten sie als „Hari" (die Blonden) auf.[1]) Erst als Herren über Periöken und Heloten konnten sich die nordischen Spartiaten als homoioi (die Gleichen) erkennen. Nach Überschichtung einer hochgewachsenen Rasse über eine kleingewachsene konnte erst eine stehende Redensart wie „schön

[1]) Das hat Hüsing erwiesen in seinem Aufsatz „Die Inder von Boghazköi" (Festschrift für Beaudouin de Courtenay, Krakau 1921).

und groß“ (καλὸς καὶ μέγας) aufkommen.[1]) Erst nach ihrer Einwanderung in Griechenland sahen sich die Hellenen als blonden, hochgewachsenen Adel. Erst als Angehöriger einer Herrenschicht über einer dunkelhaarigen Unterschicht konnte ein Pindaros (Mitte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts) seine hellenischen Landsleute als die „blonden Danaer“ bezeichnen (so in der 9. Nemeischen Ode). So hat auch erst die Völkerwanderung die Bedingungen zur Bildung eines Geburtsadels der Germanen geschaffen. Sie hat die nordischen Germanenstämme zu Herren gemacht über nicht-nordische Unterworfene. Sie hat die Nachkommen der Burgunder, Franken und Normannen, welche nach zeitgenössischen Schilderungen und Gräberfunden als stark vorwiegend nordisch erscheinen,[2]) zum „französischen Adel“ über einer entnordeten gallo-romanischen Unterschicht gemacht, der gegenüber die nordischen Geschlechter sich als pairs (die Gleichen) erkannten. Man braucht nur die sehr lange Reihe von Eigennamen der Kämpfer der altfranzösischen Heldendichtung zu lesen, wie sie Kalbow gemustert hat, um zu erkennen, welcher Herkunft der Adel Frankreichs zum größten Teil war.[3]) Und wie in Norwegen und Island aus bäuerlichen Sippengeschichten die Isländische Saga erwuchs, so erwuchsen in Frankreich die chansons de geste,[4]) die Ritterdichtungen des französischen Mittelalters, aus einer Reihe in dichterische Form gefaßter Geschlechterchroniken und Gedichte zur Ehrung verstorbener Väter.[5]) In Island mußte der rassischen Lage entsprechend in der Saga eine volkstümliche Dichtung entstehen, in Frankreich der rassischen Lage nach in den chansons de geste eine Standesdichtung des Adels — beide aus den Sippengeschichten nordischer Geschlechter.

---

[1]) Die stehende Verbindung „schön und groß“ findet sich z. B. Odyssee I, 301; VI, 152; XV, 418, bei Herodot I, 12; VII, 12.

[2]) Vgl. z. B. Hamy, Crânes mérovingiens et carolingiens, L'Anthropologie, Bd. 4, 1893.

[3]) W. Kalbow, Die germanischen Personennamen des altfranzösischen Heldenepos und ihre lautliche Entwicklung, 1913.

[4]) geste bedeutet ursprünglich Familie, Sippe, Geschlecht. Ein Dichter nennt sich z. B. „de bone geste“ (Gormont et Isembert, Vers 219); vgl. Funck-Brentano, Le moyen âge.

[5]) Das hat neuerdings der Brüsseler Literaturwissenschafter Wilmotte erwiesen.

2.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält, und still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe sich
geschlossen sieht! (Goethe, Iphigenie)

Graf Gobineau (1816—82) hat als Erster erkannt, daß der größte Teil des mittelalterlichen Adels aller europäischen Länder auf die germanischen Geschlechter der Völkerwanderungszeit zurückgeht, welche als eine landbesitzende Herrenschicht nordischer Rasse die nicht-germanischen, der Rasse nach nicht-nordischen oder nahezu entnordeten Bevölkerungen Europas beherrschten. Gobineau schrieb 1853 an seinen Vater über diese nordischen Geschlechter der Völkerwanderungszeit: „Alles, was in den heutigen Adelsschichten nicht von ihnen stammt, ist dem Namen nach, nicht aber wirklich adlig." Die Begründung hierfür sollte sein „Essai sur l'inégalité des races humaines" **(1853—55) bringen.**

Die oft beobachtete „Internationalität" des mittelalterlichen Adels — eine Erscheinung, die heute noch fortwirkt — war zunächst ebenso durch das den Oberschichten aller abendländischen Völker gemeinsame nordisch-germanische Blut bedingt wie die „Internationalität" des gotischen Baustils, jener „spezifisch germanischen Kunst des Mittelalters".[1]) Im ganzen Abendlande herrschte eine gleichartige, allen Völkern gemeinsame Gesittung, die hohe Gesittung des Mittelalters, dieses „germanischen Zeitabschnitts" (période germanique), wie Renan geschrieben hat.[2]) Besonders das 13. Jahrhundert, das Jahrhundert der Kreuzzüge, war belebt von einem abendländischen

[1]) So bezeichnet die Gotik Franz Xaver Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, Bd. II, 1897. Vgl. hierfür auch das hervorragende Werk von Albrecht Haupt: Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen, 2. Aufl. 1923.

[2]) Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques, Journal asiatique, Bd. 13, 1859, S. 488.

Gemeingefühl der führenden Schichten. Über ganz Europa hin erkannte sich der Adel als eine leiblich und seelisch einander gleiche Schicht in gleicher und gemeinsamer Stellung gegenüber den unteren Volksschichten, die um so minder nordisch wurden, je entfernter dem nordwesteuropäischen Heimatgebiet der Germanen. Je minder nordisch die untergeschichtete Bevölkerung war, desto bestimmter mußte

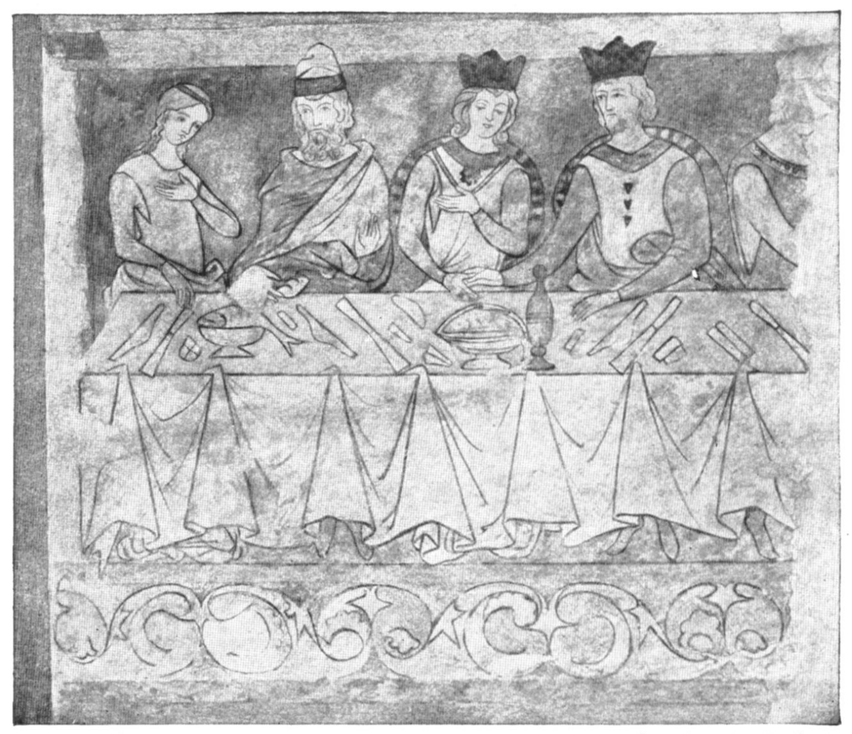


Abb. 12. Fürstliches Gastmahl. Wandmalerei aus einem Hause in Köln, jetzt im Wallraf-Richartz-Museum. Mitte des 13. Jahrhunderts. Nordische Menschen. (Aus Clemen.)

in den Gebieten der germanischen Eroberungen beim Adel die Vorstellung erwachen, daß das Sondertum des Adels im Blute liege, etwas Vererbliches sei. Im germanischen Heimatgebiet, dem Gebiet der freien und gleichen Adelbauern, konnte ein Begriff wie „Ebenburt“ nicht aufkommen, denn für Verbindungen zwischen Freien und Unfreien gab es gar keine Rechtsform, gab es eine Ehe ebensowenig wie im frühen Rom vor 445 v. Chr. zwischen den nordischen Patriziern und den nicht-nordischen Plebejern. Kinder

aus den losen Mischverbindungen, die möglich waren, folgten in Rom der pars deterior, bei den Germanen der „ärgeren Hand“, d. h. dem Stand der unfreien Mutter. Verbindungen einer Freien mit einem Unfreien konnten in einzelnen germanischen Stämmen mit dem Tode der Freien bestraft werden.

In den eroberten Gebieten, einer zahlreichen freien Bevölkerung nicht-nordischer Rasse gegenüber, mußte bei der germanischen Herrenschicht bald eine tiefere Besinnung auf das erwachen, was später „Ebenburt“ genannt wurde. Hier mußte jene Achtsamkeit auf Fragen des Blutes entstehen, welche — von ihrer ursprünglichen und allein sinngemäßen Richtung auf Reinerhaltung des nordischen Blutes schließlich immer weiter abgelenkt — noch heute für den größten Teil des Adels bezeichnend ist. Die Trennung der Rassen und ihre Überschichtung zeigt sich auch in Gräberfunden: In den Gräbern der Herrenschicht eines elsässischen Gräberfeldes der merowingischen Zeit fand man lange Schädel vorherrschend, in den Gräbern der Knechteschicht mehr kurze Schädel.[1])

Die germanischen Geschlechter — Grönbech (vgl. S. 20) hat gezeigt, welche den Einzelmenschen weit übergreifende Bedeutung schon seit frühester Zeit dem Geschlecht im frühen Germanentum zukam — hoben sich als Herrenschicht im eroberten Gebiet so deutlich ab, waren als die Bedingung zur Bildung eines Adels so deutlich erkennbar, daß das russische, polnische und tschechische Wort für Adel von dem althochdeutschen slachta (Geschlecht) abgeleitet ist. Zum Adel bildete sich auch innerhalb der slawischen Bevölkerungen jeweils das landbesitzende „Geschlecht“ heraus, die nordisch-germanischen Herren, und jedes dieser Geschlechter saß auf seinem „uodal“, dem Erbsitz, von dessen Bezeichnung das Wort „Adel“ sich herleitet (vgl. S. 17).

In den Völkern slawischer und romanischer Sprache vollzog sich am Adel das Schicksal der Spartiaten, Eupatriden und Patrizier: er wurde nach Auflösung der überlieferten Anschauungen in die Entnordung dieser Völker hineingezogen. Zwar ist der Adel der Völker slawischer und romanischer Sprache auch heute zu großen Teilen noch nordischer als der Durchschnitt dieser Völker. Dafür sollen weiter unten Belege gegeben werden. Aber sein rassisches Untertauchen in den nicht-nordischen Umgebungen ist wahrscheinlich

---

[1]) E. Blind, Die Schädelformen der elsässischen Bevölkerung in alter und neuer Zeit. Beiträge zur Anthropologie von Elsaß-Lothringen, Heft I, 1898.

nicht mehr aufzuhalten. Zumal in Frankreich scheint „Reichtum die Rasse verwüstet“ (vgl. S. 13) zu haben, denn oft zeigen sich die Träger französischer Adelstitel als vorwiegend vorderasiatische oder vorderasiatisch-orientalische Menschen: die Folgen der Geldheiraten ihrer Väter mit Töchtern reicher Juden.

Doch hat bis in die neueste Geschichte Frankreichs das nordische Blut der germanischen Stämme die ihm eigene „neuschöpferische

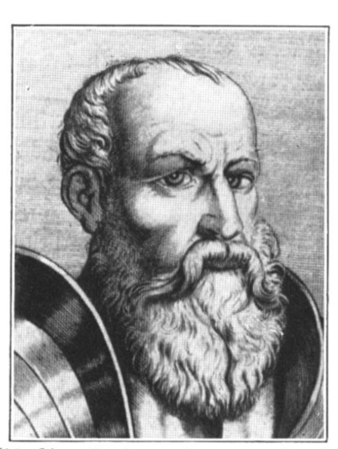


Abb. 13. Etzel von Rammin (Ezzelino da Romano), 1194—1259, aus deutschem Adelsgeschlecht, oberitalienischer Fürst. Vorwiegend nordisch.



Abb. 14. Landgraf Heinrich I. von Hessen 1244-1308. Sohn Heinrich I. von Brabant, Begründer des hessischen Fürstenhauses. Vorwiegend nordisch.

Kraft“ (force régénératrice) erwiesen, welche ihm der französische Geschichtsforscher Mignet zuschrieb.[1]) Schon der belgische Geschichtsforscher P. A. F. Gérard hatte dem Blute der germanischen „Barbaren“ die schöpferischen Fähigkeiten (facultés natives) des gallischen Geistes (esprit gaulois) der Franzosen zugeschrieben.[2]) Das nordische Blut hat sich in Frankreich ebenso schöpferisch erwiesen, wie in anderen Völkern indogermanischer Sprache. Das zeigen schon die Bilder der großen Franzosen in Woltmanns Buch „Die Germanen in Frankreich“ (1907). Im Adel und in der bürgerlichen Oberschicht kreiste seit der Einwanderung germanischer Stämme nordisches Blut, und in diesen Ständen sammelte es sich immer wieder durch gesellschaftlichen Aufstieg nordischer Geschlechter. Eben diese Volksschichten mit ihrem verhältnismäßig größten Anteil nordischen Blutes haben

[1]) Mignet, Etudes historiques, 6. Aufl., 1885, S. 392.

[2]) Gérard, La barbarie franke et la civilisation romaine, Brüssel 1854.

aber Frankreich den größten Teil seiner schöpferischen Menschen gestellt. Von den 250 bedeutenden Menschen Frankreichs, deren Bilder Woltmann rassenkundlich untersucht hat, sind 24% vom Adel. De Candolle hat gezeigt, daß von den Mitgliedern der französischen Akademie 23 Prozent aus dem unteren Arbeiterstande, 42 Prozent aus dem Mittelstande und 35 Prozent aus dem Adel hervorgegangen sind. Bei solchen Aufstellungen ist aber zu bedenken, daß der Adel vor der französischen Revolution nur etwa 0,05 Prozent der Bevölkerung Frankreichs ausgemacht hat![1]) Odin hat die Herkunft von 623 bedeutenden französischen Schriftstellern aus den Jahren 1300 bis 1825 untersucht in seinem „La génèse des grands hommes" (1895). Er fand dabei, daß von ihnen 25,5% aus dem Adel, 30% aus dem Beamtenstand, 23% aus freien Berufen, 11,6% aus gewerbetreibenden Ständen und 9,8% aus den untersten Schichten hervorgegangen waren. Diese Zahlen ergeben, wenn man sie mit der vermutlichen oder erschließbaren Kopfzahl der einzelnen Stände vergleicht, daß der französische Adel 2½ mal mehr bedeutende Männer gestellt hat als der Beamtenstand, 6½ mal mehr als die freien Berufe, 23 mal mehr als die Gewerbetreibenden und 200 mal mehr als die unterste Volksschicht. Aus dieser Untersuchung geht die Bedeutung der bis ins 19. Jahrhundert hinein an nordischem Blut reichsten Stände für Staat und Geistesleben der Franzosen sehr deutlich hervor. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts scheint aber die Entnordung im französischen Adel rasch um sich gegriffen zu haben.

In den Völkern germanischer Sprache und auch in Finnland konnte sich der Adel viel nordischer erhalten. In diesen Völkern war ja von Anfang an in allen Schichten nordisches Blut, wenn nicht vorwiegend, so doch als starker Einschlag, verbreitet. Ja selbst die Schicht der Unfreien war nicht durchaus arm an nordischem Blut, da Kriegsgefangene aus germanischen Stämmen in diese Schicht eingingen. Immer wieder konnte so in diesen Völkern tüchtiges nordisches Blut in den Adel aufsteigen. Bis ins 13. Jahrhundert hinein entstanden ja auch immer neue Adelsschichten, und vor Erstarrung und Ablenkung der Ebenbürtigkeitsbegriffe zu bloßen Standesbegriffen war dem Adel in vielen Fällen eine Gattenwahl außerhalb seiner Standesschicht nicht erschwert oder verwehrt.

---

[1]) A. de Candolle, Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles, Genf 1873. (Deutsche Übersetzung herausgegeben von W. Ostwald, 1904.)

Es ist nun bezeichnend, daß der Anstoß zur Bildung neuer Adelsschichten immer von den Ländern ausging, welche von nordischen Germanenstämmen minder dicht besiedelt waren. Eine dritte starke



Phot. Bruckmann München

Abb. 15. Farinata degli Uberti, gest. 1264, aus florentinischem Hochadel. Nordisch. (Gem.: Castagno.) Das zahlreiche ghibellinisch gesinnte Geschlecht ging in den Kämpfen des 13. Jahrhunderts zu Grunde.

Adelsschicht — wenn man die in der Völkerwanderungszeit entstandene als zweite auffaßt — bildete sich bei den Franken. Im Fränkischen Reich waren ja die Könige, Merowinge wie Karolinge, für die Verwaltung eines Staates mit so zahlreicher nicht-germanischer

Bevölkerung auf tatkräftige Freie angewiesen. Die Karolinge selbst zeigen sich als ein Geschlecht, das nicht zu den edelsten Frankengeschlechtern gehörte, sondern sich allmählich als die „Hausmeier" der merowingischen Könige vom Stand der „Karle" (der Gemeinfreien, wie man später sagte) zum Königsgeschlechte erhob und damit auch die Standesbezeichnung „Karl" zu einer Ehrenbezeichnung hob.[1]) Aus den Geschlechtern merowingischer und karolingischer Mannen im Königsdienst entstand ein Dienstadel, der sich mit der fränkischen Vorherrschaft auch über die anderen Germanenstämme ausbreitete. Um sich diesem Dienstadel gegenüber zu behaupten, übernahmen nun aber auch in den nichtfränkischen Stämmen Geschlechter des alten Adels der Völkerwanderungszeit fränkische Ämter. Schließlich verschmolz der ältere Adel allenthalben mit dem fränkischen Dienstadel als eine Adelsschicht, in welcher die Grafenämter des karolingischen Reiches und seiner Nachfolgerreiche erblich wurden.[2])

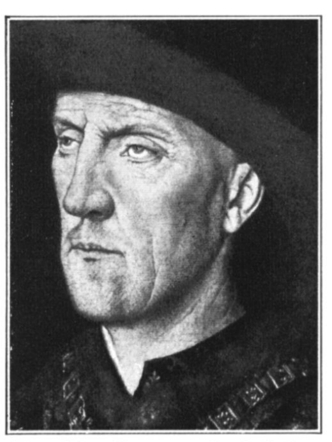


Abb. 16. Jan van Eyck, Bildnis eines Ritters vom goldenen Vließ. Anfang des 15. Jahrh. Nordisch.

Im 12. Jahrhundert bildete sich eine neue Adelsschicht: das Rittertum. Es entstand innerhalb der gotischen und swebischen Ge-

---

[1]) Neckel (Altgermanische Kultur, 1925) zweifelt sogar, ob die Karolinge aus Adelbauernstamm waren, ob sie nicht doch auf einen Freigelassenen aus dem Knechtestand zurückgehen und möchte ein Anzeichen dafür auch darin sehen, daß Karl der Große ein so auffallend gelehriger Schüler seiner römischen Lehrmeister wurde. Dann könnte ja auch in seinem abscheulichen und eine Gegenauslese edelsten nordischen Blutes bedeutenden Bluturteil über die 4500 sächsischen Edlen, die er im Jahre 782 zu Verden an einem Tage enthaupten ließ, ein Ausdruck knechtischer Gehässigkeit gegen ihm an Herkunft Überlegene erblickt werden. Die kirchliche Geschichtsschreibung des Mittelalters hat es doch nicht erreichen können, daß Karl „der Große" uns wirklich als ein Edeling erscheine. „Wie mögen sich Widukinds Getreue über den fränkischen Karl geäußert haben." (Neckel Leiblich zeigt Karl in der Beschreibung Einhards außer nordischen Zügen doch auch einen kurzen Hals, feisten Nacken und hervortretenden Bauch.

[2]) Diese und die folgenden Darstellungen aus der Geschichte des Adels wollen nur einige Grundtatsachen herausheben und erscheinen da und dort vielleicht allzu vereinfachend gegenüber einer vielfältigeren und verwickelteren geschichtlichen Entwicklung.

schlechter, welche Spanien erobert — Geschlechter, deren nordisch-helle und nordisch-durchscheinende Haut der Grund zur Entstehung der Bezeichnung „blaues Blut" (sangre azul) geworden war. Die neue Standesbildung des Rittertums griff von Spanien auf Frankreich

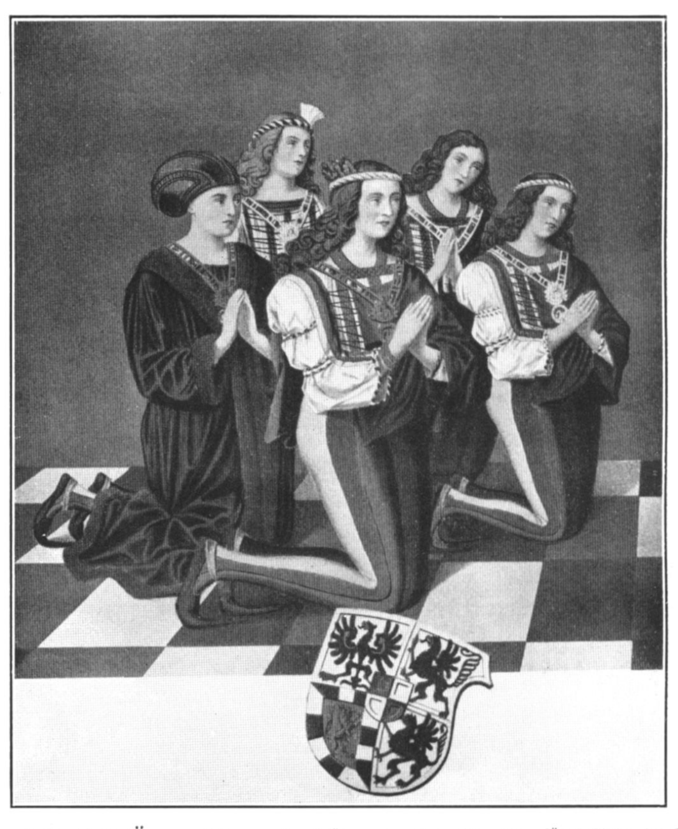


Abb. 17. Friedrich d. Ä. und Siegmund, Söhne zweiter Ehe Kurfürst Albrecht Achills v. Brandenburg, u. Herzog Wilhelm von Cleve, dessen Schwiegersohn. Nordisch oder vorwiegend nordisch.
Gemälde angeblich von Jakob Mühlholzer. Ende des 15. Jahrhunderts. Vom Schwanenaltar der Gumbertuskirche zu Ansbach.

über, von dort auf Flandern und von Flandern auf Deutschland. Hierdurch entstand die Adelsschicht, deren Geist sich in der mittelalterlichen Dichtung der abendländischen Völker zeigt, innerhalb des deutschen Schrifttums im Nibelungenlied, im Parzival des Herrn Wolfram von Eschenbach und in den Liedern des Herrn Walther von der Vogelweide. Diese ständische Dichtung war wieder wie die Gotik,



Abb. 18. Giovanna Tornabuoni, Ende des 15. Jahrhunderts, aus florentinischem Adel Nordisch. (Gem.: Ghirlandajo.)

dem gleichen nordischen Blut ihrer Träger entsprechend, in ihren wesentlichen Zügen und Zielen die gleiche im ganzen Abendlande.[1])

[1]) Noch der Klassizismus der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert geht hauptsächlich hervor aus den adligen Kreisen des Abendlandes und wendet sich

Die Ritterschicht wuchs mächtig an: die Bedingungen für den Ritterschlag waren leicht zu erfüllen. Da die Ritter die Hauptstärke der mittelalterlichen Heere ausmachten, bedurften die Fürsten einer



Abb 19. Unbekannter Meister; Art des Botticelli: Bildnis einer unbekannten italienischen Frau, herkömmlich als Lucrezia Tornabuoni (Mutter des Lorenzo de' Medici) angesehen. Nordisch.

zahlreichen Ritterschaft. Besitzer kleinerer Landgüter, reichere städtische Bürger oder deren Söhne wurden als „Dienstmannen", Ministerialen eines (weltlichen oder kirchlichen) Fürsten zu Rittern geschlagen.

hauptsächlich an diese. Das Nordische ist in ihm ebensowenig zu verkennen wie die ständische Gebundenheit. Goethes „Iphigenie" und sein „Tasso" sind Beispiele klassizistischer Dichtung in deutscher Sprache, das Nordische in edelster Ausprägung zeigend, aber ebenso die ständische Gebundenheit. Je mehr sich bei



Abb. 20. Filippo Lippi, Ausschnitt aus: Maria erscheint dem hl. Bernhard. Nordische Maria. Ende des 15. Jahrhunderts.

Auch Unfreie scheinen nach Freilassung im Dienstmannenverhältnis zum Ritter geschlagen worden zu sein, besonders im Dienst der Kirche.

Dem neuen Adel gegenüber versuchte sich der alte Adel abzuschließen: es bildete sich — um es mit Benennungen einer späteren Zeit anzugeben — ein „hoher Adel“ gegenüber einem „niederen Adel“. Für diesen niederen Adel ist nie eine feste Ebenburtsordnung bestimmt worden, welche Nachkommen aus der Ehe mit einer nicht-adligen Frau, wie es beim hohen Adel bestimmt war, vom Adel ausgeschlossen hätte. Überführungen niederadeliger Familien in den hohen Adel waren — besonders seit dem Dreißigjährigen Krieg — nicht selten, so daß beim Ende des „Römischen Reiches deutscher Nation“ (1806) schon die Mehrzahl der hochadeligen Geschlechter niederadligen Ursprungs war. Durch solche und andere Verhältnisse war also in der ganzen Geschichte des Adels ein Aufsteigen nichtadligen Blutes bis in den höchsten Adel hinein immer möglich: es konnte ein Aufsteigen nordischen und minder-nordischen, ja nicht-nordischen Blutes sein. Überlieferung und Sitte, gesellschaftliche Meidung, Benachteiligung im Erbgang konnten als mehr oder min-



Abb. 21. Botticelli (1444—1510). Bild einer unbekannten italienischen Frau. (Simonetta Vespucci?) Nordisch.

Entnordung der abendländischen Völker das nordische Blut vorwiegend in den oberen Ständen erhielt, umsomehr mußte eine dem Nordischen und nordischen Kreisen zugewandte Kunst die Volkstümlichkeit verlieren. Die nordische Renaissancekunst Italiens mußte Standeskunst werden, als die nordische Gotik noch durchaus volkstümliche Kunst war. Vgl. hierzu Günther, Rasse und Stil.

der taugliche, in ihrer Tauglichkeit von Verhältnissen verschiedenster Art abhängige Mittel zur Abwehr solchen Aufsteigens dienen.

Man wird sich aber sowohl den hohen Adel wie die Ritterschaft bis gegen Ende des Mittelalters als stark vorwiegend nordisch vorstellen dürfen, wie man überhaupt annehmen darf, daß noch bis in



Abb. 22. Freifrau Cecilie von Eskeles, Tochter des Berliner Hofbankiers Itzig, später v. Hitzig. Vorderasiatisch. (Gem.: F. Amerling. Aufn.: Christ. Müller, Nürnberg.)

den Ausgang des Mittelalters hinein der Adel und die höheren Bürgerschichten sich rassisch als vorwiegend nordisch von den unteren an nordischem Blut armen Volksschichten unterschieden haben. Als im 13. Jahrhundert das Morgenland mit dem Abendland durch die Kreuzzüge zusammenstieß, mag bei den arabischen Stämmen für den Abendländer jene rassenkundlich so bedeutsame Bezeichnung ben asfar, d. h. Sohn des Gelben (Gelbhaarigen), aufgekommen sein, mit der noch heute die Abendländer germanischer Sprache oder auch die christ-

lichen Abendländer überhaupt benannt werden. Aber auch wenn diese Bezeichnung später entstanden ist, bleibt sie ein Hinweis, welchen nordischen Anblick die im Morgenland kämpfenden oder reisenden Angehörigen der abendländischen Oberschichten boten. Auf das starke Vorwiegen der nordischen Rasse in der Oberschicht der abendländischen



Abb. 23. Freiherr Bernhard von Eskeles, Besitzer des Bankhauses Arnstein & Eskeles in Wien, geadelt 1797. Anscheinend vorderasiatisch-orientalisch. (Gem.: F. Amerling Aufn.: Christ. Müller, Nürnberg.)

Völker weist auch hin, daß Schliz unter einer größeren Anzahl von Schädeln aus Gräbern der städtischen Oberschicht des 14. Jahrhunderts in einer Heilbronner Kirche keinen einzigen Kurzschädel fand, hingegen in Gräbern eines vom Lande in die Stadt Heilbronn verlegten armen Klosters keinen einzigen Langschädel.[1]) Woltmann nimmt nach seinen Untersuchungen für den französischen Adel an, daß

[1]) Schliz, Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung, Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1901.

er bis ins 15. und 16. Jahrhundert hinein die nordische Rasse fast rein bewahrt habe.[1]) Vom deutschen Adel darf aber angenommen werden, daß er in der Entnordung immer ziemlich weit hinter dem französischen zurückgeblieben ist.

Wahrscheinlich hat eine merklichere Entnordung im Adel aller abendländischen Völker, zuletzt vielleicht im englischen Adel, seit dem Ausgang des Mittelalters um sich gegriffen. Seit dem späten Mittelalter entstanden in den deutschen Ländern neue Adelsgeschlechter, indem Landesfürsten Namen und Titel durch Adelsbriefe verliehen, was schließlich immer reichlicher geschah, besonders seit dem 16. Jahrhundert, und wogegen der ältere Adel keine Rechtshindernisse schaffen konnte. Von einzelnen Kaisern oder Landesfürsten, besonders in Österreich und dort in neuester Zeit immer schrankenloser, wurde massenhaft geadelt und in neuester Zeit immer mehr in der Form bloßer Titelverleihungen an Familien, bei denen bewährtes Kriegertum und Landbesitz — zwei mittelalterliche Bedingungen für den Ritterschlag — nicht zu finden waren, als deren einziges „Verdienst" zumeist nur Reichtum zu erkennen war.[2]) So war ja im späten Rom auch der Titel patricius verliehen worden (vgl. S. 17).

Ein Empfinden dafür, daß sich Adel eigentlich auf anderem Grund aufbauen müsse als einem Adelsbrief mit Titelverleihung, zeigt sich im 17. Jahrhundert noch deutlich in dem Sinngedicht von Logaus, das „Adel" nicht da anerkennen möchte,

„wo ein gemalter Brief und ausgekaufte Bullen,
wer edel noch nicht ist, erst edel machen sollen;
so kann wohl eine Maus des Adels sich vermessen,
die einen solchen Brief hat unversehns gefressen."

Bei der Gattenwahl haben die älteren Adelsgeschlechter solche geadelten Geschlechter oft, doch durchaus nicht immer ausgeschlossen. Wenn auch diese junggeadelten Familien auffällig oft bald wieder ausstarben und aussterben,[3]) so ist doch von ihrem Blut

---

[1]) Woltmann, Die Germanen in Frankreich, 1907, S. 54.

[2]) Die erste Familie außereuropäischer Rassenherkunft wurde 1622 von Kaiser Ferdinand II. geadelt: die jüdische Familie Jakob Bassevi v. Treuenberg. Vgl. Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Familienforschung, Berlin, Jahrg. I, Nr. I vom Dezember 1924.

[3]) Vgl. die für die Erbgesundheitspflege des Adels so wichtige Schrift von Flügge: „Die rassenbiologische Bedeutung des sozialen Aufsteigens und das Problem der immunisierten Familien" (1920) welche zeigt, daß die Adels-

viel in den alten Adel eingedrungen. Seit dem 19. Jahrhundert ist es dann innerhalb fast aller Adelsschichten zu Geldheiraten gekommen, wie sie Friedrich Wilhelm IV. im Auge hatte, als er sagte: „Mein Adel liebt die Fonds, und meine Bankierstöchter die vons." Unter Wilhelm II., der manchen Bankier jüdischen Volkstums (und damit außereuropäischer Rassenherkunft) geadelt hat, waren ja sogar „ebenbürtige" Ehen mit Bankierstöchtern möglich, nachdem im Laufe der Jahrhunderte der Begriff „Ebenburt" von seinem ursprünglichen Sinn weit abgelenkt worden war. So hat in der neuesten Geschichte auch des deutschen Adels, zuerst in Österreich (vgl. Abb. 22 u. 23), dann im Deutschen Reiche da und dort der Reichtum begonnen, die Rasse zu verwüsten.

Die Entnordung des Adels ist in den abendländischen Völkern jeweils nicht so weit vorgeschritten, wie in den übrigen Volksschichten, wenigstens nicht so weit wie in den mittleren und unteren Schichten. Aber sie hat auch im Adel der Völker germanischer Sprache schon ziemlich weit um sich gegriffen. Mit dem Schwinden des nordischen Blutes in vielen Adelsgeschlechtern ist auch jene stolze Selbstbehauptung gegenüber Herrschern und Herrschergeschlechtern geschwunden, welche die frühgermanischen Adelbauern ebenso gekennzeichnet hat wie die Barone der frühmittelalterlichen Geschichte Frankreichs. In Frankreich hat Richelieu (1585—1642), selbst dem Adel entstammend, nach erbittertem Streit den Teil des Adels unterdrückt, der dem Herrscher so gegenüberstehen wollte wie Thorgny, der Gesetzesmann, auf dem Thing zu Uppsala (vgl. S. 22). Er hat die Führer des unabhängig gesinnten Adels zum Tod verurteilen lassen, den „gehorsamen" Teil des Adels an den Hof gezogen. „Hofadel" ist aber zumeist seelisch entnordeter Adel. Ihm fehlt jene nordische Selbstbehauptung auch innerhalb der Gefolgschaft, für welche Bismarcks Haltung gegenüber Wilhelm I. und seinen Nachfolgern ein geradezu sinnbildliches Beispiel ist. Das „loyale Verhalten", welches große Teile des deutschen Adels in der neuesten deutschen Geschichte gegenüber allen Handlungen deutscher Fürsten bewahrt haben, ist ein Anzeichen dafür, wieviel von nordischer Rasse seit dem späten Mittelalter auch im deutschen Adel geschwunden ist.

familien um so lebenskräftiger sind, je älter ihr Stammbaum und je höher ihr Adelsrang; vgl. auch den Aufsatz des gleichen Verfassers „Die rassenbiologische Bedeutung des Adels" (Süddeutsche Monatshefte, Februar 1926).

3.

Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.
(Schiller, Das Mädchen von Orleans.)

Läßt sich aber gegenüber dem deutschen Adel unserer Zeit, läßt sich gegenüber dem deutschen Adel der letzten Jahrhunderte noch von „Rasse" sprechen? — —

Um zu einer Antwort auf diese Frage zu kommen, muß die Betrachtung noch einmal zurückgehen bis auf die frühgermanischen Ständeverhältnisse oder deren Keime. Als „frühgermanisch" kann aber der skandinavische Norden noch zu einer Zeit gelten, in welcher außerhalb der nordwesteuropäischen germanischen Stammlande schon das eigentliche „Mittelalter" herrschte. Aus dem skandinavischen Norden liegt nun ein Zeugnis aus dem 10. oder 11. Jahrhundert vor, das die ständischen Verhältnisse widerspiegelt, wie sie in dem „Germanien" geherrscht hatten, das Tacitus beschreibt, ein Zeugnis, das zugleich die Beziehungen zwischen Ständeschichtung und Rasse aufhellt. Es ist das in der Edda enthaltene Merkgedicht von Rig.

Ein Ase, Rig, vielleicht wesenseins mit Heimdall, tritt auf einer Fahrt über die Erde dreimal bei je einem Ehepaar ins Haus ein: erst bei Urvater und Urmutter, dann bei Großvater und Großmutter, zuletzt bei Vater und Mutter, wie die Namen jeweils lauten. Jedesmal zeugt er mit der Frau einen Sohn.

Urmutter gebiert einen Knaben mit gelblich-dunkler Haut und schwarzem Haar, mit garstigem, dickem Gesicht, dicken Fingern und knotigen Knöcheln. Er wird Thräl genannt, d. h. Unfreier, Knecht, Sklave. Als Frau wird ihm, da er erwachsen ist, eine plattnäsige, braunarmige Magd gegeben, Thir genannt, d. h. Unfreie, Sklavin. Von Thräl und Thir stammen die Unfreien ab. Ihre Kinder erhalten Namen wie Derber, Stinkender, Dunkelbrauner, Dickwanst, Stumpen, Klotzige, Stämmige, Dickwadige, Lärmende.

Großmutter gebiert einen Sohn mit rötlicher Haut, rötlichem Haar und blitzenden Augen. Er wird Karl genannt, d. h. Gemein-

freier. Später wird er mit einer Frau gleichen Standes zu den Stammeltern der Gemeinfreien. Seine Kinder führen Namen wie Mann, Tüchtiger, Breitschultriger, Stolze, Schmucke, Übermütige, Sittsame, Willensstarke.

Mutter gebiert einen Sohn mit lichtblondem Haar, lichter Haut, leuchtenden Wangen, mit Augen „blitzeschleudernd wie Schlangenaugen". Er wird Jarl genannt, d. h. etwa Graf oder Herzog. Als Gattin wählt er sich später die Tochter eines Hersen, d. h. eines Gauführers: eine einsichtsvolle, schneeweiße Jungfrau mit schlanken Fingern. Von diesen Eltern stammen die Jarle ab.[1]) Ihre Kinder führen Namen, die immer wieder Erbe, Sprößling, Erbin bedeuten. Zu Jarl kommt eines Tages Rig, der Ase, sein Erzeuger, verleiht ihm seinen eigenen Namen, schenkt ihm Stammgüter und lehrt ihn Waffenkünste und edles Auftreten. Ein Sohn Jarls soll dereinst König werden. —

Man sieht, das Merkgedicht von Rig, das Werk eines um das Jahr 1000 lebenden norwegischen oder isländischen Dichters, ist weniger ursprüngliche Dichtung, eher schon so etwas wie gelehrte Dichtung, Gedanken eines, der über die Entstehung der Stände nachgesonnen hat, nachdem er die leiblich-seelischen Eigenheiten der Stände auf seinen Fahrten beachtet und das Bezeichnende in diesen Eigenheiten als etwas Vererbliches erkannt hatte. Es handelt sich in diesem Gedicht doch nicht eigentlich um eine Fabelei über das Aufkommen eines Geburtsadels. Wie S. 17 gezeigt wurde, gab es außer der Schranke zwischen Freien und Unfreien im alten germanischen Norden keine scharfen Trennungen. Alle Freien waren unter sich „ebenbürtig", um es mit einer Bezeichnung späterer Zeiten auszudrücken. Das Hersentum wie das Jarlstum waren mehr Ämter, hervorragende Stellungen innerhalb einer Bevölkerung von Freien und Gleichen, Ämter, meist von einem König verliehen oder auch wohl öfters durch anerkannte Tüchtigkeit eines Mannes aus anerkannt tüchtigem Geschlecht erreicht. Keineswegs waren das Hersen- oder das Jarlsamt erbliche Würden oder gar Titel.[2]) Die Keime aber sind hier gegeben, welche damals in den Germanenstämmen Mittel-, West- und Südeuropas sich schon zu einem Geburtsadel entfaltet hatten.

---

[1]) Altnordisch jarl = altniedersächsisch erl = alt- und neuenglisch earl.

[2]) Eingehend behandelt die ständischen Verhältnisse des germanischen Nordens M. W. Williams, Social Scandinavia in the Viking Age, 1920.

Was im Merkgedicht von Rig aber wichtig ist, sind die Hinweise auf rassische Züge, welche das Gedicht gibt:

Wirkt nicht die Schilderung der Thräle wie eine dichterische Übertreibung der Züge, welche die „Rassenkunde des deutschen Volkes“ und die „Rassenkunde Europas“ als körperliche Merkmale und seelische Eigenschaften der ostischen (alpinen) Rasse schildern mußte? Läßt sich die Schilderung der Freien, der Karle wie der Jarle, nicht unmittelbar vereinen mit dem leiblichen und seelischen Wesen der nordischen



Abb. 24. Norwegischer Bauer nordischer Rasse.

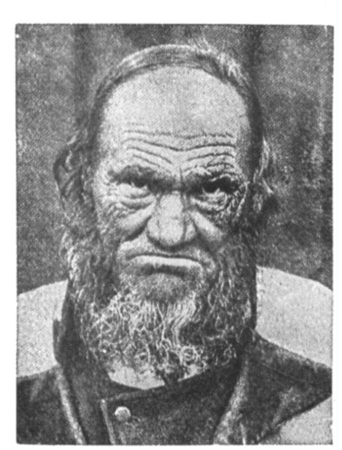


Abb. 25. Norwegischer Bauer ostischer Rasse.

(Nach Hansen, Menneskeslægtens Ælde, 1894—98.)

Rasse? — **Hansen** hat in „Menneskeslægtens Ælde“ die beiden im Merkgedicht von Rig erwähnten Rassen durch Vertreter aus der heutigen Bauernbevölkerung Norwegens zu belegen versucht. (Abb. 24 u. 25.) Es sind die gleichen Rassen, welche in gleicher Stellung als Herren- und Knechterasse, ins Lächerliche übertrieben, bei Cervantes in Don Quixote und Sancho Pansa erscheinen. Auf die gegenseitige Abneigung der beiden Rassen im skandinavischen Norden scheint noch ein Vers der Gunnlaug-Saga hinzudeuten, der davor warnt, einem „bösartigen und schwarzen“ Mann zu trauen (hann er illr ok suartr). Zwerge wurden von den germanischen Volkssagen als schwarz, Elben (Elfen) als hell geschildert.

Im Merkgedicht von Rig fällt aber auch noch auf, daß der Dichter nicht nur die rassische Verschiedenheit der Freien und Unfreien beachtet hat, sondern daß ihm bei Betrachtung des erblichen Unter-

schieds der Karle und der Jarle das Auftreten zweier Schläge innerhalb der gleichen Rasse bewußt geworden ist. Die Karle unterscheiden sich von den Jarlen in der Weise, wie der „grobe Schlag" von dem „feinen Schlag", den die Rassenforschung innerhalb mancher Rassen feststellen konnte. Der altnordländische Dichter hat also bemerkt, daß die Schicht der Jarle innerhalb der nordischen Rasse das darstelle, was die heutige Erblichkeitsforschung als „Auslese" bezeichnet, genauer als „Standesauslese" (soziale Auslese). Durch eine Gattenwahl, welche die „einsichtsvollen, schneeweißen, schlankfingrigen" Hersentöchter bevorzugt hat, war der besondere „Adel" der Jarlsgeschlechter entstanden, ja die Hersenschicht hatte sich schon als eine Auslese innerhalb der Schicht der Freien gebildet.

Mit den Anschauungen des Merkgedichts von Rig stimmen die Anschauungen der Isländergeschichten überein, denen helles Haar und helle Augen, betonte Schulternbreite und Hüftenschmalheit des Mannes, hohe gerade Nase, als Bedingungen zur Schönheit galten, während schwarzes Haar und dunkle Augen, eine kurze eingedrückte Nase, große Hände und Füße als häßlich galten.[1]) Es gab ein Fluchwort: „Werde zum Knecht, schwarz und schlecht." Unfreie tragen in den Isländergeschichten öfters den Namen Svatr (der Schwarze).[2])

Was den alten Nordgermanen bewußt war, muß aber allen Stämmen der Germanen seit alters bewußt gewesen sein. Nicht-nordisches Aussehen suchte man am ehesten in der Unterschicht oder bei südeuropäischen Völkern. Der in lateinischer Form überlieferte langobardische Name Gualah-brûnus zeigt, daß Braunheit der Haare und der Augen mit „welscher" Abstammung, d. h. mit der Herkunft aus einem Volk romanischer Sprache, für die Vorstellung der Langobarden verbunden war. Der Name würde in mittelalterlichem Deutsch etwa Walchbrûn (Welschbraun) gelautet haben. Noch bis ins späte Mittelalter hinein erhielt sich im Abendlande wohl mehr oder weniger deutlich das Bewußtsein eines im Erbe liegenden, eines blutmäßigen Untergrundes aller ständischen Erscheinungen, wenigstens einer bestimmten Beziehung zwischen Adel und Rasse.

---

[1]) Vgl. u. a. Gautrekſaga 3; Saga von Olaf Tryggvason 152; Grettirsaga 14; Kormakſaga 3; Njalssaga 19.

[2]) So im Landnahmebuch II, 24; in der Eyrbyggjasaga 26, Finnbogasaga 32, Njalssaga 36, Reykdœlasaga 11 und anderen.

So war es schon bei Hellenen und Römern gewesen. Im ganzen Kreis der Völker indogermanischer Sprache zeigen die Dichtungen oder auch bildliche Darstellungen, daß Götter und Helden in der allgemeinen Vorstellung immer hohe, schlanke Gestalten mit blondem Haar und blauen Augen waren. Schön galt Hellenen und Römern nur der nordische Mensch. „Eros“, sagt noch Euripides (Fragm. 322), „liebt den Spiegel und das blonde Haar.“ Dieses Schönheitsbild — das leibliche Bild des nordischen Menschen — und dieses Helden-



Johann d. Beständige — Friedrich d. Weise — Joh. Friedr. d. Großmütige

Abb. 26. Die Reformations-Kurfürsten. Nach L. Cranach. Dinarisch-ostisch; dinarisch-nordisch-ostisch; ostisch-dinarisch. Germanisches Museum, Nürnberg. (Aufn.: Christof Müller, Nürnberg.)

bild — das leiblich-seelische Bild des nordischen Menschen — galt auch noch in den entnordeten Spätzeiten dieser Völker. Als es in Südeuropa am Verblassen war, brachte die nordisch-germanische Völkerwelle eine neue Aufprägung des Bildes der nordischen Rasse als des geltenden Schönheitsbildes, ja man möchte sagen, sowohl ein neues Aufprägen wie eine Wiederentdeckung des alten hellenisch-nordischen Schönheitsbildes. Schon der in Palästina im 4. Jahrhundert geborene Kirchenvater Epiphanios schildert entgegen dem Neuen Testament, das die Jungfrau Maria als eine Morgenländerin überliefert, und entgegen seiner eigenen morgenländischen Abstammung die Jungfrau als weißhäutig mit langem, goldenem Haar, Augen blau wie

Saphir, Wangen aus Rosen und Schnee gemischt, mit schlanken Fingern. Als Prokopios, der oströmische Geschichtsschreiber, anfangs des 6. Jahrhunderts die Schönheit gotischer und wandalischer Frauen



Aus Clemen, Rom. Wandm. im Rheinl.

Abb. 27. Maria mit Jesus zwischen den Heiligen Casius und Florentius. Wandmalerei in der Münsterkirche zu Bonn. Anfang des 13. Jahrhunderts. Nordische Menschen.

pries,[1]) war das Schönheitsbild bis ins Morgenland hinein schon lange wieder durch die Züge der nordischen Rasse bestimmt.

Bezeichnend für die Anschauungen im mittelalterlichen Abendlande ist ja der Bedeutungswandel oder für diesen Fall besser: die Be-

[1]) Prokopios, bell. got. III, I und bell. vand. II, 4.

deutungsentfaltung des gemeingermanischen Wortes fagar in der Sprache der Angelsachsen: das Wort bedeutete, so auch im Altdeutschen „schön“ — „schön“ allerdings nur im Sinne der Vollendung des leiblich-seelischen Bildes der nordischen Rasse. Die Züge Thräls wurden ja als „garstig“ empfunden. fagar, im Angelsächsischen zu fæger werdend, entfaltete sich dort zu den Bedeutungen „blond“ und „ehrenhaft“. Vielleicht hat erst der rassische Gegensatz zu den entnordeten Kelten der britischen Inseln die Bedingungen zu dieser Bedeutungsentfaltung gegeben. Als die Angelsachsen noch in Nordwestdeutschland saßen, hatte bei ihnen wie bei den deutschen Stämmen fagar noch allein die Bedeutung „schön“.[1]) Auf den britischen Inseln entfaltete sich die Bedeutung von fæger so, daß nur der Blonde als schön galt und nur die Gesinnung des freien Angelsachsen als „fair“ (aus fæger entstanden) gelten konnte. Unter den freien Angelsachsen galt fortan: das zu erstrebende Vorbild, der echte Angelsachse, war „fair“, d. h. nordisch-schön und nordisch-ehrenhaft. Sicherlich ist die Auslese in den mittleren und oberen Schichten des englischen Volkes bis in unsere Tage durch diesen, unbewußtem rassischem Empfinden entstammenden Begriff leiblich-seelischer fairness entscheidend beeinflußt worden.

Das ist ja das Bedeutungsvolle, daß mit dem als vorbildlich geltenden leiblichen Bild der nordischen Rasse bei den germanischen Stämmen untrennbar das als vorbildlich geltende seelische Bild der nordischen Rasse verbunden war. Eines rief hervor und bedingte das andere — wohl ein Anzeichen, daß die Vermischung der Rassen, durch die Schranke zwischen Freien und Unfreien sehr erschwert, noch nicht stark vorgeschritten war.

Es gibt Zeugnisse, welche erweisen, daß mit der Vorstellung nicht-nordischer Züge des Leibes die Vorstellung nicht-nordischen seelischen Verhaltens ebenso untrennbar verbunden war. Die Namen der Kinder Thräls im Merkgedicht von Rig wiesen schon darauf hin.

Die isländische Saga zeigt, daß dem ihr vorbildlichen Menschen die leiblichen Züge der nordischen Rasse ebenso eigen sind wie den Karlen und Jarlen des Merkgedichts von Rig. Sie zeigt zugleich,

[1]) Allerdings hatte aber „schön“ (skôni) im Altsächsischen wie im Althochdeutschen die Richtung auf „hell, glänzend, licht“, wie Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1924, zeigt, eine Richtung, der dieses Wort im Englischen weiter gefolgt ist, wie sheen „hell, glänzend“ zeigt.

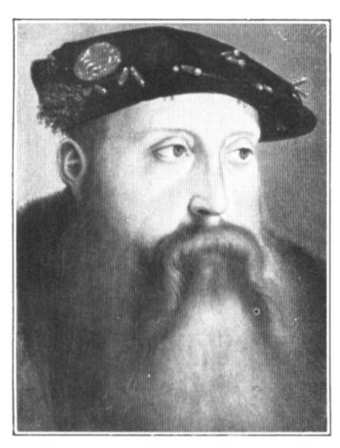


Abb. 28. Herzog Ludwig X. von Bayern, 1495—1545. Vorwiegend nordisch mit ostischem Einschlag. (Gem.: Chr. Amberger.)



Abb. 29. Graf Raimund Fugger, 1489 bis 1535, aus dem 1511 geadelten augsburgischen Kaufmannsgeschlecht. Vorwiegend nordisch mit dinarischem (und ostischem?) Einschlag. (Gem.: Catena.)



Abb. 30. König Ludwig von Ungarn. 1506—1526, Vater polnisch, Mutter französisch. Nordisch mit leichtem dinarischem Einschlag. (Gem.: J. Binck.)

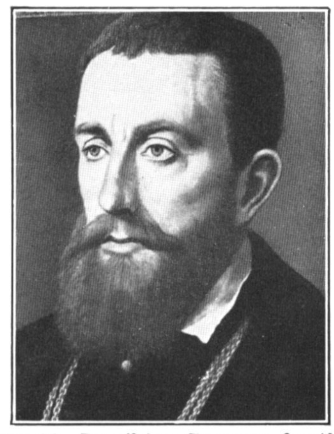


Abb. 31. Don Pedro Guzmann, spanischer Adeliger. Vorwiegend nordisch. (Gem.: Pourbus d. J., Ende des 16. Jahrhunderts.)

daß dem ihr vorbildlichen Menschen die seelischen Züge der nordischen Rasse eigen sind: was die Saga am meisten schätzt, das ist vornehmes Auftreten, Würde der Haltung, Zurückhaltung in Bewegungen, Höflichkeit. Am Manne werden Männlichkeit, Kriegertum, ruhiges und bestimmtes Selbstgefühl, Fähigkeit sich zu beherrschen, Stolz, Edelmut und Freigebigkeit am meisten geschätzt, an der Frau ein Auftreten als Herrin, Edelmut, Zurückhaltung und



Abb. 32. Kaiser Rudolf II., 1552—1612, aus dem Hause Habsburg. Dinarisch-nordisch-ostisch.

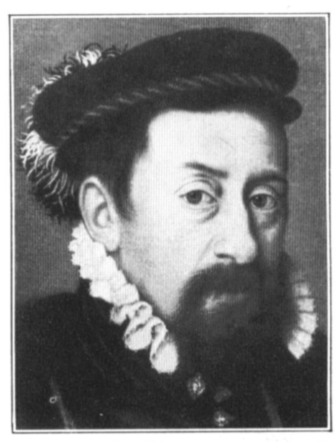


Abb. 33. Kaiser Matthias aus dem Hause Habsburg, 1557—1619, Bruder Rudolfs II. Dinarisch-nordisch.

Freigebigkeit, an beiden Geschlechtern Kühle und Besonnenheit auch in der Leidenschaft, nüchterne Entschlossenheit — alles also seelische Züge der nordischen Rasse.

Es sind die gleichen Züge, mit welchen die ritterliche Dichtung des Mittelalters innerhalb aller abendländischen Völker den vorbildlichen Ritter kennzeichnet; nur daß die ritterliche Standesdichtung gleichsam den „feinen Schlag" gegenüber dem „groben Schlag" (vgl. S. 43) der gleichen Rasse schildert. Dem Großgesinnten, jenem nordisch-hellenischen Vorbild (vgl. S. 14) entspricht das nordisch-germanische Vorbild der ritterlichen Standesdichtung des deutschen Mittelalters: der Hochgemute. Die hellenische megalopsychía erscheint dort als das hôchgemüete. Noch in der Spätzeit des eigentlichen Rittertums schildert Chaucer (geb. etwa 1340, gest. 1400) in seinen „Canterbury Tales" seinen Ritter deutlich als einen vorbildlichen Menschen und schon mit Zügen, welche das Vorbild des gentleman vorzeichnen. Stets hat der Chaucersche Ritter „geglüht für Rittertum, Freiheit und Wahrheit, für Höflichkeit und Ruhm"; er ist weisen Sinnes und spricht kein plumpes Wort. Sein Sohn, der Junker, ist „fein und schlank" gebaut, dabei kräftig und „von behendem Gang", er ist „dienstbereit und höflich und bescheiden". Die mit ihnen nach Canterbury wallenden Vertreter der unteren Volksschichten sind von Chaucer leiblich wie seelisch als mindernordisch oder unnordisch gekennzeichnet.

In der Saga zeigen die Mindergeachteten und Unfreien öfters kleinliche Gesinnung (wie etwa der Hühnerthorir in der nach ihm genannten Saga), und Kleinlichkeit galt nach isländischer Auffassung als besonders verunehrend, wie heute noch Kleinlichkeit in Norwegen und Schweden als besonderer Makel gilt. Die Knechte zeigen sich in der Saga öfters als störrische, feige, hinterlistige, auch dumme und vergeßliche Menschen, mindergeachtete Frauen und Mägde als unentschlossen, leichtsinnig oder dumm. Dabei ist mancher Saga das Bewußtsein eigen, daß leibliche wie seelische Züge vererblich sind: in der Bandamannasaga wird die Ähnlichkeit Uspaks mit seinem Onkel Grettir erwähnt, die Egilssaga zeigt, wie sich das Berserkertum Kveldulfs auf dessen Sohn Skallagrim und Enkel Egill vererbt. Die erbliche Kurzlebigkeit eines Geschlechts, das vererbte frühe Ergrauen eines zweiten, das vererbte unverträgliche Wesen eines dritten werden vermerkt. Auch die ritterliche Standesdichtung des französischen Mittelalters erwähnt öfters Ähnlichkeiten zwischen Verwandten.

Man achtete also auf Vererbung und suchte seinem Geschlecht das leiblich-seelische Wesen der vorbildlichen Rasse zu erhalten. Herrentum sollte das Kennzeichen guten Erbes sein und schuf allein Achtung. So mußte die Gattenwahl darauf gerichtet bleiben, das Herrentum eines Geschlechtes zu bewahren. Das Vorbild der Auslese mußte so seelisch gekennzeichnet sein durch den „domineering spirit“, den Ripley[1]) als seelische Eigenschaft der nordischen Rasse vermerkt hat.[2]) Es ist klar, daß ein solches leiblich-seelisches Vorbild die Auslese so lange entscheidend beeinflußt hat, wie unter den germanischen Stämmen die Überlieferungen und Sitten der Frühzeit galten und nachwirkten.

[1]) Ripley, The Races of Europe, 1899.

[2]) Die „Rassenkunde des deutschen Volkes“ weist darauf hin, daß Sowjetrußland, indem es seine nordische Oberschicht nahezu ausgemerzt hat, nunmehr feststellen muß, die zu Offizieren bestimmten Arbeiter- und Bauernsöhne ließen das „Herrenbewußtsein der Bourgeoissöhne“ vermissen, das den Offizieren doch nötig sei (vgl. Trotzkis Äußerung hierüber im „Berliner Tageblatt“ Nr. 13 vom 8. Jan. 1922). Die Entschlußunfähigkeit, überhaupt die seelischen Eigenschaften der ostbaltischen Rasse, bedingen es, daß Rußland wohl immer von einer mehr oder weniger fremdrassigen Oberschicht geführt werden wird. Früher herrschte in Rußland eine vorwiegend nordische, heute eine vorwiegend vorderasiatische Oberschicht. Es wird dieser nicht gelingen, genügend „Herrenbewußtsein“ für den Unterbefehl zu schaffen, wenn sie nicht wieder eine neue nordische oder nordischere Schicht schaffen kann.

Auch dem mittelalterlichen Frankreich war nicht nur der leibliche, sondern auch der seelische Unterschied der nordischen Oberschicht und der minder nordischen oder unnordischen Unterschicht bewußt. In einer chanson de geste, in „Charroi de Nismes“ wird das seelische Verhalten der beiden Volksschichten heiter gekennzeichnet. Einer der Kämpfer gegen die in Frankreich eingedrungenen Sarazenen, Wilhelm von Orange, trifft einen vilain (wie die unfreien Kleinbauern und Knechte hießen), welchen die Sarazenen als Besitzlosen aus einer von ihnen besetzten Stadt hatten ziehen lassen. Der Ritter frägt den vilain nach den Zuständen in der Stadt und erhält Auskünfte über die von den Sarazenen auferlegten Zölle und die Brotpreise. Meiner Treu, sagt der Ritter, danach habe ich nicht gefragt. Seine Frage hatte der Ehre und Freiheit des Landes und der Stärke des feindlichen Heeres gegolten. Solche Vorstellungen waren aber dem vilain fremd. Die gleiche gegenseitige Fremdheit der Rassenseelen macht die gemeinsamen Fahrten Don Quixotes und Sancho Pansas so belustigend — und gegenseitige Fremdheit der Rassenseelen bei gleichzeitigem Schwinden der führenden nordischen Schicht hat die Spätzeiten der Völker indogermanischer Sprache jeweils so düster gestaltet.

4.

Auf eine ununterbrochene Kette **guter** Ahnen bis zum Vater herauf darf man mit Recht stolz sein — nicht aber auf die Reihe; denn diese hat jeder. Die Herkunft von guten Ahnen macht den Geburtsadel aus; eine einzige Unterbrechung in jener Kette, **ein** Vorfahr also, hebt den Geburtsadel auf.

(Nietzsche.)

Die Geltung des leiblich-seelischen Bildes der nordischen Rasse als eines Vorbildes erhielt sich bis über das Mittelalter hinaus überall da, wo germanische Stämme herrschten oder geherrscht hatten. Die Dichtungen des abendländischen Mittelalters zeigen deutlich, daß die Vorstellung des führenden, schöpferischen, schönen Menschen immer mit dem Bild der nordischen Rasse übereinstimmte. Der „Heliand" des altsächsischen Dichters (aus dem 7. Jahrhundert) mußte sich auch die morgenländischen neutestamentlichen Gestalten als nordische Menschen denken, mußte sich Johannes den Täufer mit hellem Haar und leuchtenden Wangen vorstellen, wie sich die mittelalterlichen Maler auch eine Königin von Saba nicht anders denn nordisch vorstellen konnten. (Abb. 34.) Die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts dachten sich die fürstliche und die ritterliche Schicht als nordische Menschen. Eine Arbeit von **Schultz** hat die Beispiele hierfür gegeben.[1]) Die Buchmalerei des 13. Jahrhunderts zeigt immer wieder nur blonde Menschen. „Die Künstler dieser Zeit, die Verfertiger der Miniaturen, malen ohne Ausnahme das Haar immer goldblond; es sei denn, daß sie mit anderer Farbe einen Mangel des Standes, des Charakters oder die Abkunft von einer fremden, barbarischen Nation ausdrücken wollen."[2])

Der Sachsenspiegel, das große Gesetzeswerk, zeigt in der

[1]) **Schultz**, Quid de perfecta humani corporis pulchritudine Germani saeculi XII. et XIII. senserint, Breslau, 1866.

[2]) **Falke**, Die deutsche Trachten- und Modenwelt, 1858.

Dresdener Handschrift aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in den oberen Volksschichten nur blonde, in den unteren nur selten dunkle. Der Buchmaler dieser Handschrift bezeichnet die Stände dadurch, daß er Bauern, Taglöhnern und Hirten öfters vorgebaute plumpe Stirnen, aufgestülpte Nasen oder stark herausspringende und zugleich knollige Nasen gibt, daß er Wenden mit



Aus Clemen

Abb. 34. Königin von Saba, Malerei in St. Gereon, Köln. Mitte des 12. Jahrh. Nordisch.



Aus Goldschmidt, Got. Madonnenstatuen

Abb. 35. Kopf der Maria in der Marienkirche zu Lübeck um 1420. Nordisch.

groben, massigen Köpfen zeichnet, auch in den unteren Ständen gelegentlich Bucklige auftreten läßt. So erscheinen auch im deutschen Schrifttum des Mittelalters geringe Knechte und Kleinbauern als kurze, vierschrötige Menschen mit knolligen Gesichtszügen und plumpen Gliedern. „Kurz und dick — Bauerngeschick; lang und schlank — Edelmannsgang“ sagte das Sprichwort. Der junge Helmbrecht hingegen, der Sohn eines begüterteren Bauern, der sich von seinem Vater die Mittel zu einem „ritterlichen“ Leben erzwingt, wird vom Dichter des „Meier Helmbrecht“ leiblich als ein nordischer Mensch geschildert, dessen Torheit eben durch den Gegensatz zwischen Aussehen und Wesen noch verstärkt wird. Die Namen, welche in der ritterlichen Standesdichtung, so besonders bei Neidhart von Reuental (13. Jahrhundert), den Bauern in Spottgedichten gegeben werden, weisen öfters auf minder nordisches oder unnordisches Aussehen der kleinbäuerlichen Unterschicht hin, wobei, wie mir scheint, das dunkle Haar als Merkmal der Unterschicht in Deutschland nicht so betont wird wie in Süd- und Westeuropa.

Gehörte das blonde Haar im ganzen Abendlande zum Bilde des schönen Menschen, so scheint es doch in Deutschland nicht den besonders betonten Wert gehabt zu haben wie in Süd- und Westeuropa. Wenigstens sind mir mehr französische, italienische und englische Zeugnisse für die Schätzung des blonden Haares bekannt. Das mag sich daraus erklären, daß in Deutschland blondes Haar bis gegen die untersten Volksschichten hin noch ziemlich allgemein war oder wenigstens noch nicht den Seltenheitswert erhalten hatte, der ihm in Südeuropa und Frankreich wohl schon zu Ende des Mittelalters zukam. Die minder starke Betonung des blonden Haares in Deutschland mag sich ferner auch daraus erklären, daß sich im Osten des deutschen Sprachgebiets die blonde (aschblonde) ostbaltische Rasse zur blonden (goldblonden) nordischen zugemischt fand und findet, eine Rasse, welche heute wie ehedem in ihrer Gestalt als unschön, in ihren Gesichtszügen als besonders häßlich gilt und gegolten hat. Nur Lukas Cranach scheint ein gewisses Gefallen an ostbaltisch-nordischen Ge-



Abb. 36. G. B. Moroni. Italienischer Edelmann, Mitte des 16. Jahrh. Vorwiegend nordisch.

sichtszügen gehabt zu haben[1]), ist aber damit immer schon als eine Ausnahme aufgefallen. Die Schlankheit der Gestalt bis zur Schlankheit der Finger, die Schmalheit des Gesichts, die Geradheit der Nase, die „Weiße“ der Haut, die rosige Farbe der Wangen, Züge, wie sie auch von den Bildwerken der gotischen Dome dargestellt wurden

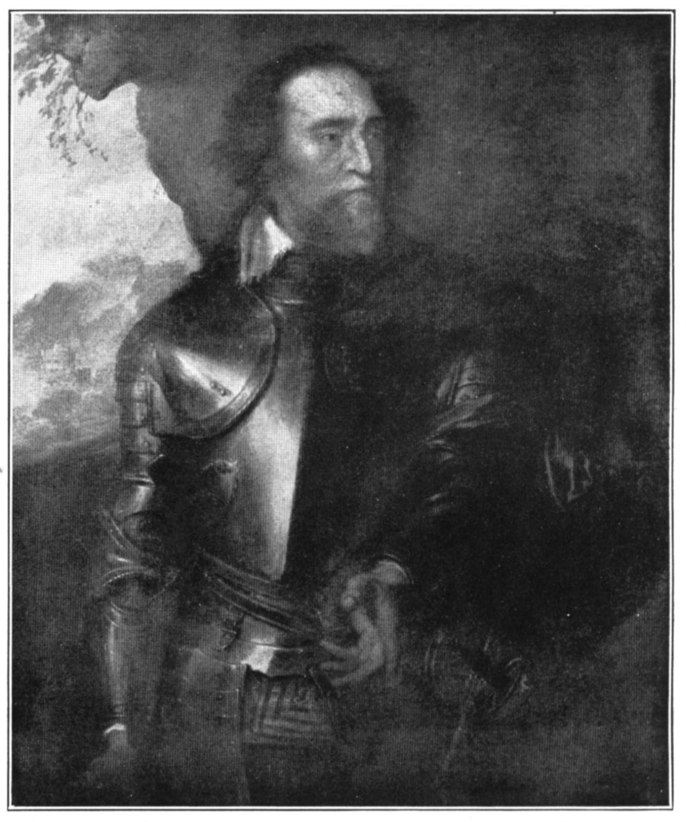


Abb. 37. Heinrich Graf van den Bergh, ein naher Verwandter des Hauses Oranien, Kommandant der spanischen Truppen in den Niederlanden. Nordisch. (Gem.: Van Dyck, um 1630.)

(vgl. Abb. 35), zeigen an, daß die geforderte Blondheit, die Nennung dieses einen Merkmals, immer die Bedeutung eines abgekürzten Hinweises (pars pro toto) auf das Gesamtbild der nordischen Rasse hatte, auf so gut wie alle Merkmale dieser Rasse.[2])

[1]) Vgl. Günther, Rasse und Stil, 1926.

[2]) Das zeigen auch die Bilder bei Goldschmidt, Gotische Madonnenstatuen in Deutschland, Filser, Augsburg, 1923.

Die ritterlichen Dichtungen des Mittelalters zeigen im ganzen Abendland die Herrschaft des nordischen Schönheitsbildes und die stärkere Beimischung nicht-nordischen Blutes, je tiefer die Volksschicht. Der Ritter wird als nordischer Mensch geschildert; das zeigt für Frankreich eine Arbeit von Loubier.[1]) Nur der hochgewachsene, schlanke, breitschultrige, schmalhüftige, hellhäutige Mann mit rosiger Gesichtsfarbe und blondem Haar wird als schön bezeichnet, und dem-



Abb. 38. Verlobung der Jungfrau Maria (Teilstück) von Raffael. Gemälde vom Jahre 1504. Nordische Menschen.

entsprechend werden auch die Helden des Altertums wie etwa der trojanische Hektor blond genannt. An der dunklen Haut-, Haar- und Augenfarbe erkannte man im mittelalterlichen Frankreich den vilain, den Unfreien der kleinbäuerlichen Schicht. Die von einem Mönch geschriebene Lebensbeschreibung der heiligen Godeliva (1040 bis 1070) berichtet, daß die Heilige von außergewöhnlicher Schönheit war. „Das Einzige, was man an ihr tadeln konnte, waren ihre schwarzen Haare und Wimpern.“ Da sie als junge Ehefrau mit ihrem Gatten, dem Herrn Berthold von Ghistelles, in dessen

[1]) Loubier, Das Ideal der männlichen Schönheit bei den altfranzösischen Dichtern des 12. u. 13. Jahrhunderts, Halle, 1890.

Heimat kommt, wird sie von ihrer bösartigen Schwiegermutter unfreundlich empfangen. Die Mutter kann des Sohnes Wahl nicht billigen: „Wozu ein Weib in der Fremde suchen, und schließlich solch eine Krähe heimbringen!“ Wie in der mittelalterlichen deutschen, so galt in der mittelalterlichen französischen Dichtung nur blondes Haar als schön. Braunes Haar galt als verunzierend, schwarzes als äußerst häßlich. Für den Sprachgebrauch des mittelalterlichen Englands waren brown (braun) und foul (häßlich) oft gleichbedeutend, ebenso blackness (Schwärze, Dunkelheit) mit foulness (Häßlichkeit). Die gleiche Wertung im mittelalterlichen Frankreich: „Die schwarzen Haare galten im Mittelalter als etwas sehr Häßliches, fast als etwas Widernatürliches.“[1]) Joinville (1224 bis 1317) sagt in seiner „Histoire de St. Louis“: „Die Sarazenen sind häßlich, denn die Kopfhaare und Barthaare sind ganz schwarz.“ Darum finden sich in mittelalterlichen Liedern in Frankreich Klagen von Mädchen über die Zurücksetzung, welche ihnen als Braunhaarigen widerfährt. „Hauptsächlich Braune beklagen die Einsamkeit, in der man sie läßt.“[2]) Ein braunhaariges Mädchen freut sich: „Ich habe einen schönen Freund, wenn ich auch noch so braun bin“ (tant soie je brunete). Ein unschönes Mädchen hat doch einen Trost: „Hübsch bin ich nicht, aber ich bin doch blond.“ — Das gleiche gilt für das mittelalterliche Deutschland. Das braune Haar ist unbeliebt, und schwarzes geben die Dichter nur böswilligen Frauen oder Heidinnen. Die weibliche Gestalt sollte schlank, doch zugleich voll sein, die Nase gerade, nicht zu kurz, nicht überlang, die Hautfarbe „weiß“, das Gesicht rosig-blühend; blaue Augen werden höher geschätzt als braune, gleichwohl aber braune Augen nicht abgelehnt wie braunes Haar.

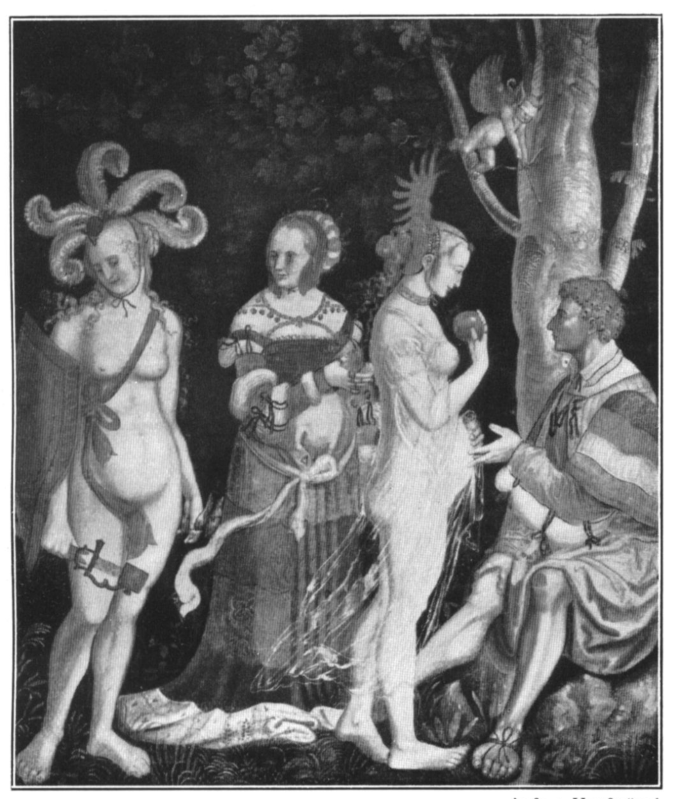
An Stelle der „schönen Augen“ (les beaux yeux) des französischen Sprichworts galten früher in Deutschland die „gelben Haare“, so auch bei Luther, der z. B. den Fürsten zu bedenken gibt, sie seien nicht Fürsten um ihrer gelben Haare, sondern um ihrer Untertanen willen.[3])

[1]) Gaston Paris in einer Besprechung, Romania, 1890, S. 316.

[2]) Jeanroy, La poésie lyrique en France, 1904.

[3]) Das Wort „blond“ kam als ein Fremdwort aus dem Französischen erst im 17. und 18. Jahrhundert auf. Vorher sprach man von „gelbem“ oder „fahlem“ Haar. Das französische blond stammt aber von einem germanischen Wort, das mit dem indischen bradhnás „rötlich-gelb“ urverwandt ist. (Das übliche indische Wort für blond ist hari (vgl. S. 20). Als hari finden sich z. B. die Götter Indra, Sawitar und Wischnu bezeichnet.)

Als der Berner Staatsmann, Dichter und Maler Nikolaus Manuel Deutsch (1484—1530), selbst nordisch oder vorwiegend nordisch, sein „Urteil des Paris“ malte, also einen Stoff gestaltete, der die Darstellung schöner Menschen erforderte, da malte er sowohl die drei Göttinnen



Aufn.: Hanfstängl

Abb. 39. Nikl. Manuel Deutsch, 1484—1530. Urteil des Paris. Öffentl. Kunstsammlung Basel.

wie Paris als nordische Menschen (in der von der Gotik bevorzugten Leibeshaltung) und zugleich mit einer fühlbaren Freude am goldblonden Haar.

So wertete auch das mittelalterliche Italien. Dante schildert Beatrice als Blonde, er kann sich Engel nicht anders als blond vorstellen.[1]) Aber auch noch Ariosto (1474—1533) schildert seine Helden und Heldinnen zumeist blond, und Raffael (1483—1520) stellt

[1]) Z. B. Purgatorio VIII, 34: ben discerneva in lor la testa bionda.

auf seinem Gemälde „Verlobung der Jungfrau Maria“ (Sposalizio) sowohl die Jungfrau wie Joseph, wie auch den Hohenpriester als nordische Menschen dar, einzig, daß er dem Hohenpriester eine mittelalterlich-jüdische Bartform gibt (Abb. 38). Für die Wertschätzung blonden Haares in Italien spricht auch das Vorkommen eines solchen die strahlendste Blondheit bezeichnenden Wortes wie „biondissimo“. Von Giotto über Fra Angelico, Filippo Lippi und Botticelli bis gegen die Hochrenaissance hin lassen sich in der Malerei immer wieder die schönsten Darstellungen nordischer Menschen verfolgen. Bei Tizian und Palma Vecchio spricht sich der Preis der nordischen Rasse in der italienischen Malerei zum letzten Male in Fülle aus.

Das Schönheitsbild des mittelalterlichen Spaniens hatte sich nach den rassischen Merkmalen der nordischen Herrenschicht gerichtet, nach welcher Andalusien (Vandalusien) und Catalonien (Gotolanien) benannt sind, nach den Merkmalen der nordischen Wandalen und Goten. Die Romanzen vom Cid schildern diesen ritterlichen Kämpfer und seine Gattin Ximenes als nordische Menschen. Das nordische Schönheitsbild findet sich aber noch in den Dichtungen des hellhäutigen, blonden, blauäugigen Miguel de Cervantes Saavedra (1547—1616). Die „unvergleichliche“ Donna Dulcinea von Tobosa hat goldene Locken, rosige Wangen und eine „schneeweiße“ Haut. Lucinde ist blond, Dorothea ist blond, die Herzogin hat Wangen „wie Milch und Blut“, ebenso der Edelmann Chrisostomos und andere.

Mit dem 16. Jahrhundert aber beginnt das nordische Schönheitsbild zu schwinden. Noch 1537 sagt zwar der Dichter Clément Marot von Madeleine, der Tochter Franz I. von Frankreich, sie sei schön, obschon dunkel. (Brunette elle est, mais pourtant elle est belle.) Noch 1541 bestimmt Agnolo Firenzuola in seiner Rede „Über Frauenschönheit“ (Delle bellezze delle donne) für die schöne Italienerin: „Die Haare sollen fein und blond sein, bald dem Gold, bald dem Honig gleich, bald wie Sonnenstrahlen.“ Die Stirn soll zurückgebogen und von leuchtender Weiße sein, die Wangen rosig-weiß. Die Nase soll gerade sein, mit einem kleinen Höcker „am Ende des Knorpels beim Beginn des festen Nasenbeins“, der Hals schlank mit zarter glänzendweißer Haut usw. — Daß aber im Italien seiner Zeit das nordische Schönheitsbild nicht mehr in aller Reinheit gilt, zeigt das Schwanken Agnolo Firenzuolas bei Bestimmung der Augenfarbe: blau werde von vielen für schöner gehalten, am meisten finde sich die Wertschätzung

eines hellen Brauns, das als dunkel-lohfarben, also etwa „teeblond“ (tanè oscuro) angegeben wird. Das gleiche Schwanken — ein Anzeichen des beginnenden Schwindens des nordischen Schönheitsbildes — findet sich in Federigo Luiginis „Buch von den schönen Frauen“, das 1554 in Venedig erschien. Luigini findet „schwarze“ Augen am schönsten, betont aber, vielen gälten die blauen als die schönsten. Blondes Haar gilt aber auch ihm noch als eine Bedingung zur Schönheit.

Als schönste Frau ihrer Zeit galt die von Giulio Romano gemalte Johanna von Aragonien. Der Leibarzt dieser neapolitanischen Fürstin,



Abb. 40. Friedrich V., 1596—1632, Kurfürst von der Pfalz (Winterkönig). Vorwiegend nordisch (vgl. seine Söhne Abb. 42 u. 43)

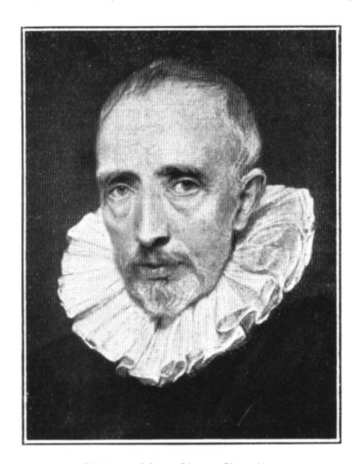


Abb. 41. Van Dyck. Bildnis des Cornelius van der Geest. Nordisch.

Augustinus Niphus, beschrieb ihre Schönheit in seiner 1549 erschienenen Schrift „De pulchro et amore“ als eine mittelgroße, schlanke Gestalt mit rosig-heller Hautfarbe, langem blondem Haar, „schimmernd wie Gold“, blauen strahlenden Augen, gerader schmaler Nase, schlankem Hals, schlanken Händen, zierlichen Füßen. In solchem Leibe, meinte Niphus, könne allein die Seele mit all ihren Fähigkeiten sich ganz entfalten. Torquato Tasso (1544—1595) nennt noch Chlorinde, Herminia und Armida blond, die Heldinnen seiner Dichtungen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte die Geltung des nordischen Schönheitsbildes auch in den oberen Ständen der abendländischen Völker schon weiter abgenommen. Sir Philipp Sidney (1544 bis 1586) besingt eine Stella, die dunkle Augen hat, aber er versucht

doch die Ausnahme, daß eine Dunkeläugige schön sein könne, durch eine besondere „wunderbare Macht" der Geliebten zu erklären:

„or would she her mirac' lous power show,
that where as black seems beauty's contrary,
she! even in black, doth make all beauty flow?"
(7. Sonnett in Astrophel and Stella.)

Er hält also nur in diesem Ausnahmefall nicht dunkle Augen für „der Schönheit Gegensatz". So versichert auch ein Liebender in Shakespeares „Verlorne Liebesmüh" (IV, 3, 261), seine dunkle Geliebte sei eben dazu geboren, schwarz schön zu machen (therefore is she born to make black fair); und noch ein Zeitgenosse Shakespeares muß ein dunkelhaariges Mädchen trösten, ihr Gesicht sei hübsch, wenn auch ihr Haar dunkel. — Für Eva, die Mutter des Menschengeschlechts und das Urbild des Weibes, bleibt aber die blonde Haarfarbe noch bestehen. Milton (1608—1674) kann sich Eva, obschon sie ihm als eine morgenländische Gestalt vom Alten Testament überliefert war, doch nicht anders als blond vorstellen (Paradise lost, 4. Gesang). Bilder und volkstümliche Vorstellungen zeigen aber, daß auch im heutigen England die Geltung des nordischen Schönheitsbildes durchaus noch nicht geschwunden ist, daß es dort noch ebenso zu spüren ist wie im heutigen Deutschland, wenn auch nicht mehr so deutlich wie im Mittelalter.

Unter der Herrschaft des nordischen Schönheitsbildes färbt sich das weibliche Geschlecht dunkle Haare blond, legt es sich Rot auf, um die rosig-helle Haut der nordischen Rasse vorzutäuschen, tragen beide Geschlechter blonde Perücken, um „schön" zu erscheinen: Stubbes berichtet in seiner „Anatomie of Abuses" (1583), man kaufe in England armen Frauen und Kindern das Haar ab, um damit einen reicheren eigenen Haarwuchs vorzutäuschen oder Perücken daraus verfertigen zu lassen — auch Shakespeare spottet im „Kaufmann von Venedig" (III, 2, 98) und in seinem 68. Sonnet über diesen Gebrauch. Doch nennt Stubbes dabei das gekaufte Haar fair, was damals noch so viel wie „blond" bedeutete, und Shakespeare spricht an beiden Stellen von „goldenen" Locken. „Soyez blonds, bien disant, ayez perruque blonde", verrät Lafontaine (1621—1695) in einem Gedicht.

Die Venezianerinnen des 15. und 16. Jahrhunderts hielten stundenlang in größter Hitze auf ihren Dächern aus, um das Haar möglichst hell zu bleichen, indem sie es zugleich mit bestimmten Flüssig-

keiten befeuchteten. Dabei trugen sie oben offene Strohhüte, daß sie das Haar über den Hut ausbreiten konnten, jedoch zugleich eine möglichst helle Gesichtsfarbe behielten — ein Beispiel, dem gegenüber man schon nicht mehr von einer Geltung als vielmehr von einem Zwang des durch die nordische Rasse bestimmten Schönheitsbildes reden möchte. In Venedig hatte ja die Malerei die Geltung der hellen nordischen Farben besonders befestigt. Vom Goldblond bis zum „Tizianblond" reichten in Venedig die „schönen" Haarfarben, wie Federigo Luiginis oben (S. 59) erwähntes Buch bestätigt.

Die Wangen „wie Milch und Blut" bleiben noch lange über das 16. Jahrhundert hinaus auch in Italien als eine Bedingung der Schönheit bestehen, ebenso wie die strahlende „Weiße" der übrigen Haut. Noch Sydney Smith sagt in seinen 1804—1806 gehaltenen „Lectures on moral philosophy", für den Europäer mache die rosige Wangenfarbe einen Bestandteil der Schönheit eines Gesichtes aus (part of the beauty of a face). Besaß man nicht die „schöne" Gesichtsfarbe, so half man sich durch Schminken. Das Schminken als ein Mittel, nordischer zu erscheinen, läßt sich schon bei Geiler von Kaisersberg (1445—1510) erkennen, wenn er in seinem „Dreieckigen Spiegel" sich verlauten läßt: „Aber eine Frau, die beschaut sich im Spiegel und ersieht, daß sie schwarz oder bleich ist, so kehrt sie allen Fleiß an, daß sie durch Salb und ins Büchslein Blasen, sich mit Gewalt rosig und hübsch mach." Man schämte sich, „schwarz, einem Zigeuner gleich" auszusehen, wie ein Ausdruck Hans Sachsens lautet.[1])

Doch macht sich im Volkslied der mittleren und unteren Schichten wohl seit Ausgangs des Mittelalters auch ein Geschmack am „schwarzbraunen Mägdlein" geltend, in England etwa seit dem 16. Jahrhundert an der nutbrown maid. In die oberen Stände mag dieser Geschmack kaum eingedrungen sein. Die englisch-schottische Ballade „Lord Thomas and fair Annett" nennt die dem schwarzbraunen Mädchen entsprechende „nut-brown maid", welche der Lord heiraten soll, als einen häßlichen Gegensatz zur blonden Annette, der Geliebten des Lords.

---

[1]) Es gab auch ein deutsches Sprichwort „Er ist blond wie ein Zigeuner", ein französisches „C'est un blond d'Egypte", das zur Bezeichnung eines gänzlichen Widersinns, einer Unmöglichkeit angewandt wurde, zugleich zeigt, wie auch für allgemeines Empfinden die blonde Farbe als etwas bezeichnend Europäisches angesehen wurde.



Abb. 42. Prinz Ruprecht von der Pfalz, 1619—1682, wurde Vizeadmiral von England. Bruder des Nebenstehenden. Nordisch oder vorwiegend nordisch. (Gem.: van Dyck um 1630.)

In Frankreich war die blonde Haarfarbe in ihrer Geltung am Hofe einmal kurze Zeit bedroht worden, als die braunhaarige Anna von Bretagne Königin war, erst 1491 bis 1498 als Gemahlin Karls VIII., dann 1498 bis 1514 als Gemahlin Ludwigs XII. Mit dem folgenden König Franz I., herrschte wieder Blond. Die von Goujon in Bronze als Diana dargestellte Geliebte Heinrichs II., Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois (1499 bis 1566), zeigt nordische Gestalt und nordische Gesichtszüge. Aus dem gleichen Zeitabschnitt berichtet Jean Bodin (1530—96), schmale Gesichter halte man in Frankreich für schöner als breite, und Montaigne (1533—1592), klein dürfe man nicht sein, sonst nützten alle sonstigen Schönheiten nichts. Unter den sonstigen Schönheiten nennt er (Essais, II, 17) Helligkeit der Augen, Kleinheit des Mundes

und der Ohren und Frische der Gesichtsfarbe, also Merkmale der nordischen Rasse.

Mit Maria von Medici, der Gattin Heinrichs IV., kam es (1600) am französischen Hofe zu jenem besonderen Sieg des Blondhaars, den die 21 Gemälde darstellen, welche Rubens für das Luxemburg-Palais zu Paris schuf. Das Blond und die rosig-helle Haut bleiben in Frankreich als Bedingungen zur Schönheit eigentlich bis zur Revolution bestehen, ihre Geltung verliert sich erst im Beginn des 19. Jahrhunderts, während sich seit dem 16. Jahrhundert wie in Italien so auch in Frankreich ein Schwanken zeigt, welche Augenfarbe die schönste sei. Brantôme (1540 bis 1644) zieht in seiner „Vie des galantes dames" die „schwarzen" Augen vor.

In Deutschland wie in England mag die Geltung des nordischen Schönheitsbil-



Abb. 43. Prinz Karl Ludwig von der Pfalz, 1617—1680, Sohn des „Winterkönigs" (Abb. 40). Nordisch oder vorwiegend nordisch. (Gem.: van Dyck um 1630.)

des in den oberen Ständen erst in neuester Zeit abgenommen haben, mag noch bis in die neuere Zeit hinein in „guter Gesellschaft" eine Heuchelei vorgekommen sein, welche Lilly in seinem Roman „Alexander and Campaspe" (IV, 2) Ende des 16. Jahrhunderts für England erwähnt: „Oft nennt man aus Heuchelei diejenigen schön, welche man als schwarzhaarig kennt." Eine Empfindung, daß dunkle Haar-, Haut- und Augenfarbe nicht eigentlich „standesgemäß" sei, läßt sich in Nachwirkungen ja heute noch beim Adel bemerken. Ein Gedicht aus dem 18. Jahrhundert, das einen Fischerssohn darüber klagen läßt, daß das Mädchen, das er liebt, sich von ihm abwende, enthält noch eine verblaßte Vorstellung vom rassischen Untergrund der ständischen Erscheinungen, wenn es lautet:

Willst du so nach Junkern schauen,
und des Fischersohns vergessen? —
Freilich ist er arm und braun.

Klopstock noch empfand, wie „Das Vaterlandslied" zeigt, blaue Augen als eine Bedingung für das echt „deutsche" Aussehen eines Mädchens. Noch Mitte des 18. Jahrhunderts wünschten die Bauernmägde im Schwäbischen und Fränkischen einander zum Neuen Jahr „einen jungen Gesellen in gelben Haaren".[1]) Bei Mathias Claudius noch herrscht das nordische Schönheitsbild. In seinem „Wiegenlied bei Mondschein zu singen" verleiht der Mond den werdenden Kindern die nordischen Farben, „schenkt ihnen blaue Augen und blondes Haar". Erst die Romantik hat die Herrschaft des nordischen Schönheitsbildes erschüttert. Sie schwärmte zwar einerseits für das deutsche Mittelalter und dessen nordische Menschen, andererseits aber wurde ihr das Fremde „interessant". Bei den Romantikern wird bleichen, schwarzhaarigen und dunkeläugigen Menschen zum erstenmal geheimnisvoller Reiz zugeschrieben. Der erwachende geschichtliche und völkerkundliche Sinn entdeckte nun außer der einen seit der Völkerwanderungszeit geltenden Schönheit, die im wesentlichen die der nordischen Rasse war, eine „südliche Schönheit" oder eine „romanische" oder eine „morgenländische Schönheit". Die sogenannte Schönheitengalerie König Ludwigs I. von Bayern in der Münchener Residenz zeigt, wie der romantische Geschmack „Schönheit" finden konnte, wo frühere Zeiten dies nicht vermocht hätten.[1]) Der Roman

[1]) So berichtet Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch, 1741, unter „gelb".

[2]) Vgl. die Bilder bei v. Oertzen, Die Schönheitengalerie König Ludwig I., 1923.

für die bürgerliche Familie hat im 19. Jahrhundert ein stilles Schwärmen für „Rehaugen" junger Mädchen verbreitet. In der Dichtung wird man Rehaugen vor dem „Liebesfrühling" (1821) des nordisch-dinarischen Friedrich Rückert kaum erwähnt finden.[1])

Der Impressionismus erst hat aber die Geltung des nordischen Schönheitsbildes ernstlich und wirksam gefährdet[2]), und erst allerneueste Modeanschauungen haben eine Wertschätzung nichtnordischer Züge gebracht. Die Wertschätzung dessen, was früher als garstig galt, muß wohl in dem Zeitabschnitt eintreten, wo die Entnordung auch in den obersten, den sogenannten tonangebenden Volksschichten so weit vorgeschritten ist, daß eine erdrückende Mehrheit nichtnordischer Menschen ihre Rassenmerkmale mit einiger Aussicht als vorbildlich ausgeben und dabei ziemlich sicher sein kann, daß die heute im ganzen Abendlande vorhandene Mehrheit nichtnordischer Menschen, besorgt um die Geltung ihrer Rassenzüge, einem nichtnordischen Vorbild nicht widersprechen wird. Ein englischer Maler hat neuerdings geschrieben: „Jetzt hat die häßliche Frau mindestens ebenso viele Aussichten wie ihre hübsche Schwester ... Die Dame mit der käsigen Gesichtshaut, den struppigen schwarzen Haaren und den eckigen Gesichtszügen, die in früheren Zeiten für eine Vogelscheuche galt, kann sich heute zum Mittelpunkt eines Tanzsaales machen, wenn sie ihre unreine Haut unter einer leichenblassen Puderschicht verbirgt, die Haare kurz hält und straff zurückstreicht, durch Bemalung der Augenbrauen und einige scharfe Schminkstriche ihre Züge betont und sich mit langen barbarischen Ohrringen behängt. Sie wirkt dann als „interessant" und „dämonisch". — Man wird kaum fehlgehen, wenn man diese Änderung des Geschmacks auch darauf zurückführt, daß heute — nach dem unten zu erwähnenden „Siegeszug des Leihkapitals" — die sogenannte erste Gesellschaft in allen Ländern Europas hauptsächlich durch die Kreise des Leihkapitals zusammengesetzt ist, welche nun die Züge der bei ihnen vertretenen Rassen (also besonders der vorderasiatischen und orientalischen, aber auch der hamitischen und negerischen) als mustergiltig durchsetzen wollen.

Doch zeigen Bilder, welche den schönen und führenden Menschen darstellen sollen, auch heute noch immer wieder Menschen mit nordi-

---

[1]) Rückert, Liebesfrühling, V, 45: „meine Liebste mit den frommen, treuen braunen Rehesaugen . . ."

[2]) Vgl. Günther, Rasse und Stil, 1926.

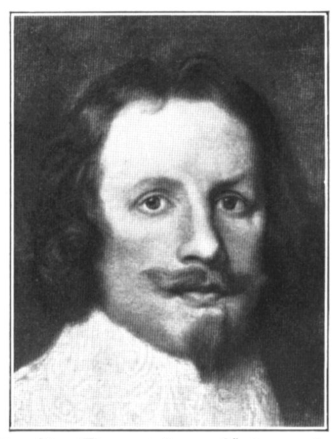


Abb. 44. Thomas Franz Fürst von Carignano, 1596—1656, Heerführer. Stammvater des italienischen Königshauses, Großvater des österreich. Heerführers Prinz Eugen. Nordisch. Augen: hell. (Gem.: Van Dyck)



Abb. 45. René Duguay-Trouin, 1673—1736, Sohn eines reichen Reeders, französischer Flottenführer, zum Ritter geschlagen 1707. Nordisch



Abb. 46. Graf Gustav Horn, 1592—1657, aus schwedischem Adel, schwedischer Heerführer im 30jährigen Krieg. Nordisch. (Stich: Betz)



Abb. 47. H. Ch. Graf von Königsmark 1600—1663, aus märkischem Adel, schwedischer Heerführer im 30jährigen Krieg. Nordisch.

schen Zügen, wenn auch die nordischen Farben der Gegenwart nicht mehr so bestimmt zum Bild des schönen und führenden Menschen gehören, wie sie dem Zeitalter eines Klopstock und Mathias Claudius dazu gehört haben. Ein Sprichwort wie „Kurz und dick hat kein Geschick; lang und schmal steht allzeit wohl" entspricht mit seiner Ablehnung der ostischen und ostbaltischen Gestalt auch noch heutigen



Abb. 48. Georg Freiherr von Derfflinger, 1606—1695, aus armer protestantischer Familie Oberösterreichs, erst Offizier im Heere Gustav Adolfs, dann Heerführer unter dem Großen Kurfürsten, Freiherr seit 1674. Nordisch (mit dinarischem Einchlag).



Abb. 49. Arnold Joost von Keppel, Graf von Albemarle 1669—1718, niederländischer Feldherr im span. Erbfolgekrieg. Nordisch. (Das Geschlecht wurde später englisch.)

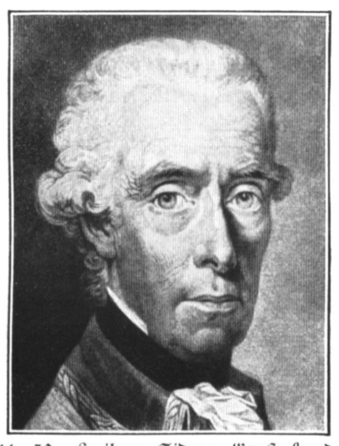


Abb. 50. Freiherr Gideon Ernst Laudon, 1716—1790, aus livländischem Adel, österreichischer Heerführer im 7jährigen Krieg. Nordisch.



Abb. 51. Charles Louis, Herzog von Belle-Isle, 1684—1761, Marschall von Frankreich und Staatsmann unter Ludwig XV., Enkel des Intendanten Fouqué. Vorwiegend nordisch.

Anschauungen, wenn es auch kaum noch die Gattenwahl mittlerer und unterer Schichten beeinflußt. Eine untersetzte Gestalt oder ein breites Gesicht gilt doch trotz der oben beschriebenen neuesten Modeanschauungen auch heute noch als unvornehm oder wenigstens minder vornehm.

Man kann die Jahrhunderte der Geltung des nordischen Schönheitsbildes von der Völkerwanderung bis etwa in die Mitte des 19.

Jahrhunderts rechnen. Papst Gregor der Große (Papst 590—604) hatte auf dem Markt zu Rom angelsächsische Jünglinge erblickt, die als Sklaven verkauft werden sollten. Er hatte sich nach den Namen ihres Volksstammes erkundigt und erfahren, daß es Angeln aus Britannien seien. Da rief er aus: „Sie sollten nicht Angeln heißen, sondern Engel" (non Angli sed angeli). So schön erschienen diese nordischen Jünglinge dem Papst: er konnte ihre Schönheit nur mit den höchsten Gestalten vergleichen, die er kannte und diese höchsten Gestalten mußte er unter der Wirkung des ihm überkommenen Schönheitsbildes als nordische Menschen sehen. Noch heute aber gibt es in allen Schichten der abendländischen Völker genug Menschen, welche sich Engel nicht anders als mit den Zügen der nordischen Rasse denken können, wie sich auch Dante die Engel hatte vorstellen müssen (vgl. S. 57).

Wie weit noch heute die Geltung des nordischen Schönheitsbildes reicht, läßt sich daraus ersehen, daß die bildlichen Darstellungen auf den Wahlaufrufen a l l e r Parteien meist nordische oder stark vorwiegend nordische Menschen als die bezeichnenden Vertreter ihrer Meinungen darzustellen versuchen, auch wenn sich unter ihren jeweiligen „Wählermassen" die nordische Rasse nur gering vertreten findet. Wie nordisch sieht immer „der Bürger" aus auf solchen Wahlaufrufen, wie nordisch „der Bauer" mit seiner Sense, „der Arbeiter" mit seinem Hammer! Wollte eine Partei für solche Bilder etwa den ostischen Menschen wählen, sie würde sich schaden — auch bei den ostischen Wählern: so stark gilt doch noch immer das nordische Schönheitsbild. Da wo zu einem mehr oder weniger dumpfen Behagen eingeladen wird, wie z. B. zu dem (so ganz der ostischen Seele entsprechenden) des bürgerlichen Stammtischs, wählen die Werbezeichner der Brauereien unbewußt, aber sicher, die leiblich-seelischen Züge der ostischen Rasse für ihre Darstellung. Wo aber, wie auch bei Wahlaufrufen, Entschlossenheit, Urteilskraft, Bekennermut, Freiheitsdrang, Kampfesfreude, selbstloser Sinn für das Gedeihen des eigenen Standes oder des ganzen Staates dargestellt werden sollen, da wird der Werbezeichner der auftraggebenden Partei jeweils sinnbildliche Gestalten mit den leiblich-seelischen Zügen der nordischen Rasse vorlegen.

Es ist eine immer wieder zum Nachdenken anregende Erscheinung, daß noch heute — mitten im Zeitalter der „Gleichheit aller



Abb. 52. Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig, 1735–1806, Heerführer unter Friedrich d. Großen, eroberte 1792 Longwy und Verdun und starb 16. X. 1806 an der bei Auerstedt erlittenen Verwundung. Nordisch. (Gem.: von Ziesenis.)

Menschen" und der Allvermischung — innerhalb aller abendländischen Völker die Vorstellungen vom Edlen, die vom Führenden Menschen wie die vom Schönen Menschen, übereinstimmen mit dem leiblich-seelischen Bild der nordischen Rasse oder mindestens diesem nahe-

kommen. Ich habe diese Erscheinung näher erörtert in „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen“. Vom nicht-nordischen Menschen erwarten unsere Vorstellungen im allgemeinen nicht, daß sich das Edle, daß sich Herrentum, Führertum, leibliche Schönheit und geistige Kühnheit in ihm verkörpern. Wir sind in der Regel ebenso erstaunt wie die Hellenen und vermerken es als eine Ausnahme, wenn wir die Seele eines Sokrates im Leibe dieses Sokrates finden.[1])



(Aufn.: Christ. Müller, Nürnberg)
Abb. 53. Prinzessin Amalie von Preußen, 1709—1782, Schwester Friedrichs des Großen. Vorwiegend nordisch.

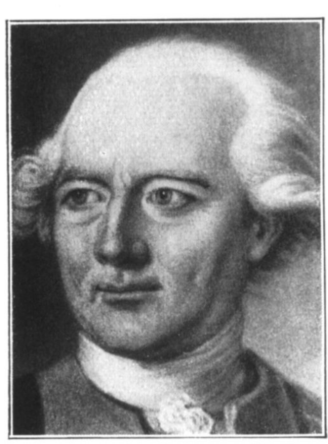


Abb. 54. W. J. H. von Moellendorf, 1724—1816, preußischer Generalfeldmarschall, zeichnete sich bei Hochkirch und Torgau hervorragend aus, starb unvermählt. Nordisch.

Unbewußt haben wir Gestalt, Gesichtszüge, Auftreten und Ausdruck derer, die uns als „edel“, als „adlig“, als überragend genannt wurden und erschienen sind, sei es nach Bildern, sei es nach Lebenden, gleichsam zusammengeschaut zu einem Bild des Führenden, Schönen, Edlen: und dieses Bild kommt dem Bild des nordischen Menschen nahe oder ihm gleich. Die Untersuchungen über die Rassenzugehörigkeit der großen Männer und Frauen der Geschichte be-

[1]) Auch die Hellenen haben mit den Gesichtszügen eines Sokrates die Vorstellung einer unedlen Seele verbunden. Das bezeugt ein von Cicero (de fato, 5) überlieferter Bericht: Als der sich mit Physiognomik abgebende Sophist Zopyros in Athen einmal Sokrates erblickte, sagte er zu seinen Begleitern, das Gesicht dieses Menschen zeige einen trägen Geist und geschlechtliche Begier an. Man lachte darüber und berichtete den Ausspruch auch Sokrates. Dieser sagte, ihm seien solche Eigenschaften durchaus eigen, aber er habe sie durch Vernunft überwunden.

stätigen die abendländische Vorstellung vom Führenden Menschen als einem Menschen nordischer Rasse.[1]) Die bildende Kunst bestätigt es: indem sie „zehntausend Erfahrungen zusammenfaßt“ (sweeping together ten thousand experiences, wie Walter Pater bei Betrachtung von Lionardos Kunst einmal sagt) zu einer Darstellung, die den Edlen, den Schöpferischen, den Schönen versinnbildlichen soll, schafft sie zumeist das Bild eines nordischen Menschen.

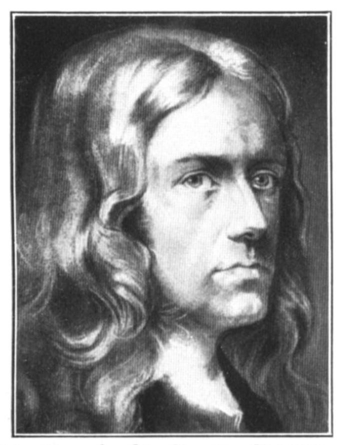


Abb. 55. L. Ch. A. de Chamisso de Boncourt, genannt Chamisso, 1781—1838, Dichter und Naturforscher, aus einem während der französ. Revolution nach Deutschland geflüchteten französischen Adelsgeschlecht. Nordisch.

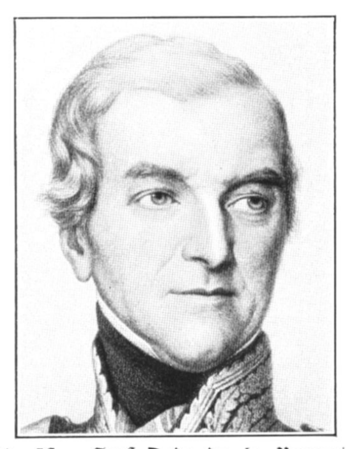


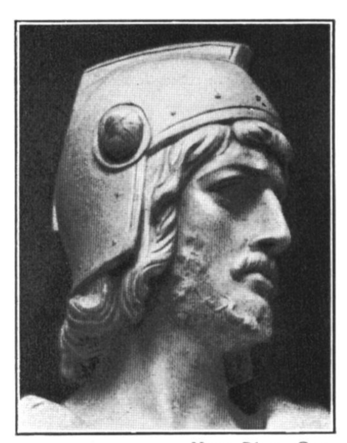
Abb. 56. Graf Dode de la Brunerie, 1775—1851, französischer Heerführer, vor allem in Spanien, 1847 zum Marschall ernannt. Nordisch.

Das seelische Wesen der nordischen Rasse bedingt die Bedeutung nordischer Leibesgestaltung für die Vorstellung vom Edlen Menschen.

Nur in diesem nordischen Mädchen konnte sich Chapu die seelische Größe verleiblicht denken, welche seine Jeanne d'Arc ausdrücken sollte (Abb. 59). Es versteht sich, daß eine solche halbunbewußte Vorstellung von der wechselseitigen Beziehung der leiblichen Züge des nordischen Menschen mit dem seelischen Ausdruck der Schönheit, des Führertums, des Schöpfertums, gar nicht hätte

[1]) Vgl. hierzu die Bilder bei Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien, 1905, Die Germanen in Frankreich, 1907, ferner die Bilder bei Werckmeister, Das 19. Jahrhundert in Bildnissen, 6 Bände, 1899—1901, die Bilder in The National Cyclopædia of American Biography, 18 Bände, endlich die Bilder großer Männer in Günther „Rassenkunde des deutschen Volkes“ und „Rassenkunde Europas“.

entstehen können, wenn nicht „zehntausend Erfahrungen“ vieler Geschlechter der abendländischen Völker diese Vorstellung begründet und immer wieder bis in unsere Zeit hinein bestätigt hätten. Führertum, Herrentum, Adel sind auch heute noch für die allgemeine Vorstellung an nordische Rasse gebunden: das bezeugen Gemälde, Bildwerke, Denkmäler, Münzen und Geldscheine immer aufs neue. Soll ein



Neue Phot. Ges.

Abb. 57. Kopf des Frithjof vom Standbild bei Molde, Norwegen, von Max Unger.

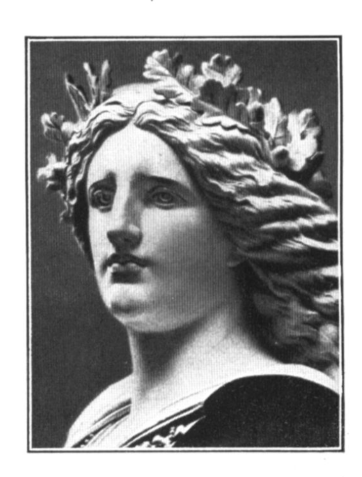


Abb. 58. Kopf der Germania vom Niederwalddenkmal, 1883, von Johannes Schilling.

Künstler als Sinnbild eines Volkes eine edle Frauengestalt schaffen, eine Britannia oder eine Germania oder La France, so wird das Bild einer nordischen Frau entstehen (vgl. Abb. 58). Soll ein Künstler den Helden darstellen, so wird seine Schöpfung die Züge der nordischen Rasse tragen (vgl. Abb. 57).

In gleicher Weise sind aber die allgemeinen bildlichen Vorstellungen über die Ständeschichtung der abendländischen Völker durch unbewußte rassische Kenntnis bedingt. „Kein unbefangener Beobachter zweifelt daran, daß man eine Reihe von Angehörigen der oberen Stände auch bei gleicher Tracht von einer solchen der unteren auf einen Blick am Typus unterscheiden kann. Auch hier handelt es sich freilich nur um Durchschnittsunterschiede. Es gibt Leute in hohen Stellen mit „proletarischem“ Typus und Handarbeiter mit „aristokratischem“ Typus. Wenn man aus 1000 Angehörigen der „Gesellschaft“ die 10 gewöhnlichsten Typen und aus 1000 Gelegenheitsarbeitern die 10 vornehmsten Typen heraussuchen würde, so



Phot. Braun, Paris u. Dornach

Abb. 59. Chapu, Jungfrau von Orleans (vgl. auch Abb. 78).

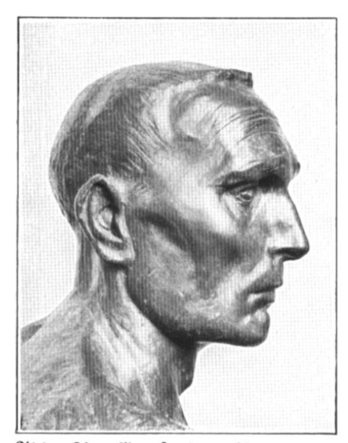
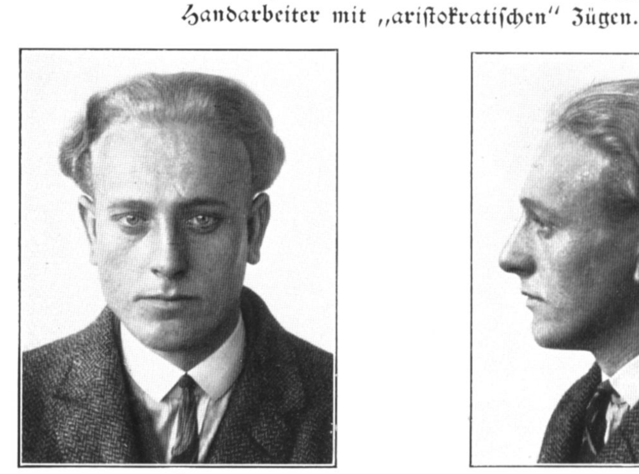


Abb. 60. Kopf eines Bergmanns von Meunier. Nordisch.



Abb. 61. Metalldreher aus Stettin. Nordisch.

Handarbeiter mit „aristokratischen" Zügen.



a



b

Abb. 62 a u. b. Bote einer Münchner Firma. Siehe Abb. S. 112. Vorwiegend nordisch.

würde ein uneingeweihter Beobachter die beiden Reihen sicher falsch einordnen. Die Ausnahme bestätigt also auch in diesem Falle die Regel. Die Künstler des Simplizissimus zeichneten auch vor dem Kriege die Kavaliere und ihre Damen regelmäßig mit ausgesprochen nordischen Zügen, während sie das „Proletariat" mit Typen primitiver Rassen bedachten; und die Leser empfanden ohne weiteres, daß darin etwas Typisches zum Ausdruck kam, obwohl sie natürlich zu mehr als 99% von Rassenunterschieden keine Ahnung hatten."[1])

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. II, Lehmann, München, 1923.

Rathenau, der als Angehöriger eines Volkes außereuropäischer Rassenherkunft und eines auf Fragen der Rasse sehr aufmerksamen Volkes, einen viel schärferen Blick auf rassische Erscheinungen hatte als der Durchschnittsdeutsche, hat einmal den Durchschnittsunterschied der Offiziere und der Mannschaften eines Berliner Garderegiments in der Weise geschildert, daß das Vorwiegen der nordischen Rasse



Abb. 63. Werbebild mit nordischen Menschen. (Zeichn.: Engelhardt.)
(Zur Verfügung gestellt von der Rhasanafabrik Dr. Albersheim, Frankfurt a. M.)

bei den Offizieren, das minder-nordische Aussehen der Soldaten klar erschien. Unbewußt wirken diese rassischen Standesunterschiede auch heute noch deutlich nach in den Modezeichnungen der Schneider, in allerhand Werbezeichnungen usw. — obwohl doch heute, nach dem seit dem Krieg vollendeten „Siegeszug des Leihkapitals",[1]) die reichen Volkschichten, an welche sich solche Modezeichnungen und Werbebilder wenden, nur noch zu geringerem Teil der nordischen Rasse, zu größerem der vorderasiatischen oder einer vorderasiatisch-orientalischen Rassenmischung angehören: das zeigt immer wieder die Zusammensetzung der Zuhörerschaft auf den teureren Plätzen der

[1]) Vgl. das auch in rassischer Hinsicht vortrefflich abgefaßte Buch von Egon Scheffer „Der Siegeszug des Leihkapitals", 1925.

Bühnen. Die veränderte Zusammensetzung der „ersten Gesellschaft“ hat doch nicht bewirkt, daß der nordische Mensch nicht mehr für „vornehm“, sogar für „allein vornehm“ gilt. Auch die heutige „erste Gesellschaft“ möchte gerne so „vornehm“ aussehen wie der nordische Mensch aller Schichten. Das berücksichtigen die Zeichner von Werbebildern, wenn sie selbst auch nicht-nordisch sein sollten; das berücksichtigt auch die Firma, welche ein Werbebild zeichnen läßt, wenn deren Leiter selbst auch durchaus unnordisch sein sollte. So wiederholen sich die Erscheinungen des Adligaussehenwollens, rassisch ausgedrückt: des Nordischaussehenwollens im heutigen Abendland, wie sie sich im späten Hellas und Rom ereignet haben. (Vgl. S. 16.) Heute, wo die mittelalterliche Rassenschichtung nur noch wenig nachwirkt, wo eine ungehemmte Allvermischung um sich gegriffen hat, ist auch die Erscheinung nicht selten, daß ein Herrschaftskutscher viel vornehmer aussieht als die „Herrschaft“, denn bezeichnenderweise werden zu Dienern und Kutschern der höheren Stände wegen der leiblichen wie der seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse zumeist nur vorwiegend nordische, oft ganz erstaunlich nordische Menschen ausgewählt. Ich erinnere mich an Bilder, welche die Auffahrt von Fürstlichkeiten oder Gesandten zeigten, deren Kutscher die Erbanlagen besaßen, welche man — unter der Wirkung des nordischen Schönheitsbildes — bei ihnen suchte und vermißte.

Rathenau hat in seinen „Reflexionen“ (1908) auch diese Folgen der Allvermischung nach Schwinden der Ständeschichtungen innerhalb der Völker indogermanischer Sprache berührt: „Wie unbegreiflich dem, der aus Menschenbildern die Seelen liest: hier ein Edler, der gemeinen Sklaven Knechtsdienste leistet, da eine Sklavenschar, die einen Edlen anklagt und richtet, dort eine Knechthorde, die mit der Feder den wahren Edelsinn zu zeichnen vorgibt und in Wahrheit Sklaventugenden zum Himmel hebt, um den Edlen die letzten Rechte zu verkümmern.“

Bei der heute auch im Adel schon deutlich gewordenen Entnordung ist es wahrscheinlich weniger der unbewußten täglichen Beobachtung zuzuschreiben als der unbewußten Erinnerung an Bilder früherer adliger Geschlechter und Einzelmenschen, wenn „der Adlige“ in der allgemeinen Vorstellung aller Volksschichten dem Bild des nordischen Menschen womöglich noch näher steht als „der Gebil-

dete“. In dieser mehr oder minder deutlichen allgemeinen Vorstellung ist die Nachwirkung jener Beziehungen zwischen Adel und Rasse noch zu erkennen, welche dem Merkgedicht von Rig und der ritterlichen Dichtung des Mittelalters noch so viel deutlicher bewußt waren.

In einer deutschen Großstadt sah ich ein Buch ausgestellt: „Das Gesicht der herrschenden Klasse“. Ich trat in die Buchhandlung ein, vermutend, das Buch werde mir Köpfe vorderasiatischer und orientalischer Rasse bieten, welche beiden Rassen für die Gestalten und Gesichtszüge der „herrschenden Klasse“ unserer Tage ja bezeichnend sind. Als die herrschende Klasse fand ich aber in dem Buche lauter vorwiegend nordische und nordische Menschen in der Weise dargestellt, wie der Zeitungsschreiber sich den „Junker“ denkt.[1]) Es war rassenkundlich sehr aufschlußreich zu sehen, wie hier die Züge der nordischen Rasse mit tiefem, dem Blut entstammenden Haß zu Zerrbildern umgeschaffen waren von einem Zeichner, dessen Name an die Namen der heute (nach dem „Siegeszug des Leihkapitals“) herrschenden Klasse erinnerte.

Der Zeichner hatte jedenfalls ein mehr oder weniger nordisches Aussehen als bezeichnend für den Standesadel gefunden und hatte sich damit nach der im Abendlande allgemein geltenden Vorstellung gerichtet. Die allgemeine Vorstellung gilt in dem Maße, daß ein nicht-nordischer, mindestens aber ein ostischer oder ostbaltischer Adliger auffällt wegen seines „unadligen Aussehens“ (vgl. Abb. 26).

Die Beziehung des Bildes der nordischen Rasse zur Vorstellung des Führenden, des Hochgesinnten, des Kühnen und ebenso des Adligen bewirkt es, daß Nicht-Skandinavier in Norwegen und Schweden, also in den Ländern stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse, in allen Volksschichten immer wieder Menschen begegnen, deren leibliches und seelisches Wesen sie nicht anders als mit dem Worte „Adel“ bezeichnen können. Ich habe in „Rasse und Stil“ ausgeführt, daß der Mitteleuropäer in Skandinavien immer wieder ihm begegnende Menschen um eine oder mehrere gesellschaftliche Schichten höher vermutet, ein ihm begegnendes Dienstmädchen nach Aussehen,

[1]) Dem im deutschen innerpolitischen Parteigezänke verwendeten Bild des „Junkers“ steht heute das Urteil eines Außenstehenden aus einem im Weltkrieg feindlichen Staat seltsam gegenüber: den preußischen Adel unserer Tage nennt der Amerikaner Lothrop Stoddard in seinem ausgezeichneten Überblick „Social Classes in Post War Europe“ (1925) die „tüchtigste und männlichste Adelsschicht auf dem europäischen Festland“.

Haltung, Auftreten für eine „Dame" ansieht usw. So eng verknüpft sind die Vorstellungen von der nordischen Rasse als der Rasse der führenden Schichten. Ich habe in der genannten Schrift auch vermerkt, daß Norweger, und zwar durchaus nordische oder vorwiegend nordische Norweger gelegentlich selbst immer wieder tief berührt werden von der Erscheinung eines ihnen begegnenden

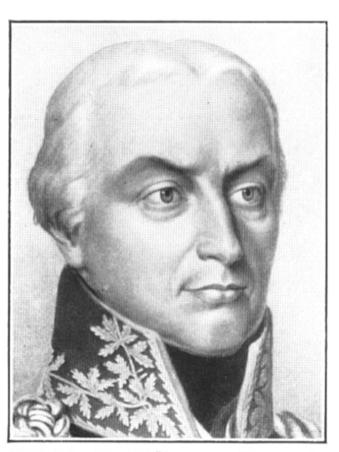


Abb. 64. Graf Bülow von Dennewitz, 1755—1816, preußischer Heerführer Nordisch.

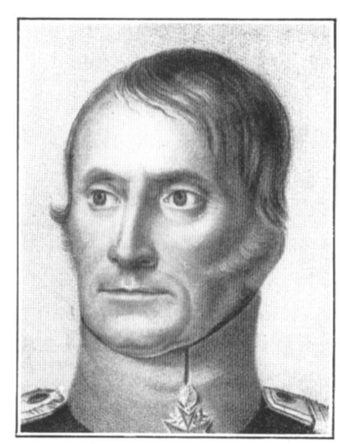


Abb. 65. K. G. L. v. Borstell, 1773—1844, preußischer Heerführer. Nordisch oder vorwiegend nordisch.

Bauernsohns oder einer Bauerntochter und ihren Eindruck nicht anders als mit dem Worte „Adel" wiedergeben können.[1])

Wie man nach Zeugnissen manches Weitgereisten am meisten in Norwegen und Schweden Gestalten begegnen kann, wie sie die große hellenische Kunst dargestellt hat, so werden dem Aufmerksamen auch dort besonders die Beziehungen zwischen Adel und nordischer Rasse klar. Ein deutscher Erbgesundheitsforscher (Rassenhygieniker) gab mir seinen Eindruck von der Bevölkerung Schwedens wieder mit den Worten: „Hier ist ja fast kein Pöbel", wobei er als „Pöbel" nicht etwa die „unterste Volksschicht" verstanden haben wollte, sondern die nach Rasse und Erbgesundheit Minderwertigen aller Stände. Es zeigt sich in Schweden und Norwegen, diesen Ländern stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse, durch alle Volksschichten verbreitet

[1]) So ist hier auch auf jenen Schleusenwärter zu verweisen, den „Rasse und Stil" (1926) erwähnt, jenen rein nordischen Mann, den ich im norwegischen Gebirge nach dem Wege frug: wie er mir als ein Jarl erschien und meinem Nachdenken die Frage „Adel und Rasse" wieder so dringlich vorlegte.

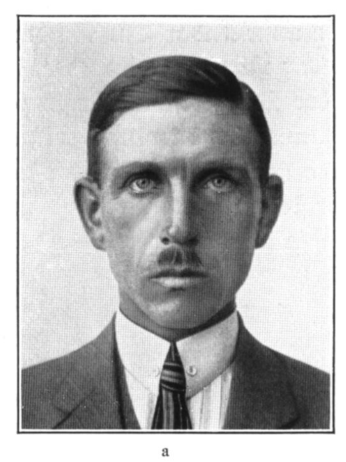
ein Menschenschlag, dem gegenüber man unmittelbar den Eindruck gewinnt: das ist der Stoff, aus dem Adel geschaffen wird. Das ist der Stoff, aus dem die Herrenschichten der schöpferischen Zeiten des Abendlandes genommen sind. Von der Bauernbevölkerung der nordischsten Täler Norwegens berichtet Arbo (vgl. S. 19): „Die Menschen haben im ganzen ein gewisses aristokratisches Gepräge und



Abb. 66. Frau und Kinder eines schwedischen Offiziers. Nordisch.
(Aufn.: Ellen Claeson, Uppsala.)

Denken, das sich in Ahnenstolz, Sippenüberlieferungen und Kenntnis ihrer Stammbäume äußert. Das gesellschaftliche Auftreten ist gekennzeichnet durch ein würdevolles Selbstgefühl, durch viel Anstand, aber auch oft durch ein etwas zurückhaltendes und steifes Wesen und Benehmen."

Schon beim Durchreisen etwa durch das norwegische Gudbrandstal oder das schwedische Jämtland kann man auf den kleinen Bahnhöfen Männer und Frauen, Burschen und Mädchen sehen, deren Erscheinung gleich die Erinnerung an den frühgermanischen Adelbauern (vgl. S. 17) weckt, durch deren bäuerliche Erscheinung hindurch man gleich das Bluterbe spürt, aus



a



b

Abb. 67 a u. b. Westfälischer Landwirt, Eltern aus Minden-Ravensberger Bauerngeschlechtern. Nordisch.

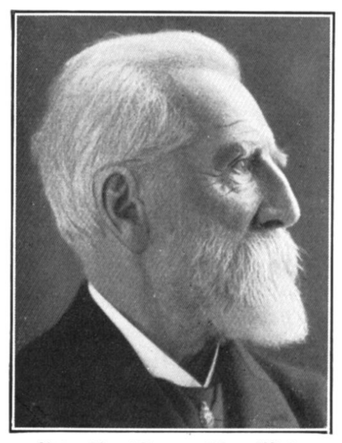
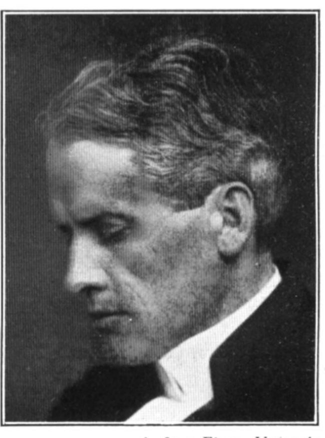


Abb. 68. Norwegischer Maler. Nordisch.



Aufn.: Finn, Uppsala

Abb. 69. Geistlicher aus schwedischem Uradel. Nordisch.

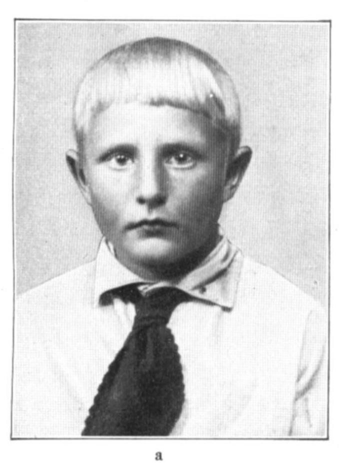
welchem „Geburtsadel" im tiefsten Sinne des Wortes sich allein überzeugend auferbaut. Die nordische Rasse stellt sich innerhalb solcher bäuerlichen Umwelt gleichsam dar als der „gröbere Schlag", aus welchem durch Auslese und durch erscheinungsbildliche (phänotypische) Verfeinerung der „feine Schlag" der Eupatriden und Jarle allein zu schaffen ist. Doch ist der „feinere Schlag" in den Gebieten stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse auch in den untersten Volksschichten nicht selten. Als ich in einer kleinen Stadt der



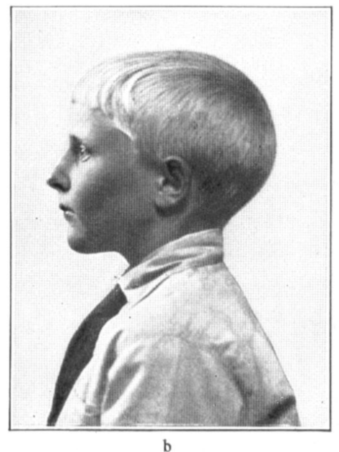
Abb. 70. Mädchen aus der Landschaft Stade bei Hamburg. Nordisch.



Abb. 71. Norwegische Bauerntochter Nordisch. (Zeichn.: Olav Rusti.)



a



b

Abb. 72a und b. Norwegen. 8jähriger Knabe (unterste Volksschicht).

norwegischen Landschaft Telemark wohnte, kam ich auf abendlichen Gängen vor der Stadt öfters an einem armseligen Haus vorbei, in welchem die Witwe eines armen Taglöhners wohnte. Sie verdiente den Unterhalt für sich und ihre sieben Kinder durch Melken und andere Arbeiten bei den umwohnenden Bauern. Wenn ich vorüber kam, spielten die Kinder, Jungen und Mädchen, gewöhnlich auf der Wiese vor dem Hause, wo sie auch ihre Kaninchen springen ließen. Diese Kinder gehörten der untersten Volksschicht an. Sah man sie aber spielen, schlank und kräftig, die Sonne im hellen Haar, mit leuch-

tenden Wangen, begegnete einem der Blick der großen blauen Augen, ein reiner stolzer Blick, fragend scheu und trotzig zugleich, so erschien einem die kleine Schar wie spielende Halbgötter aus einer hellenischen Sage. In armseliger Umgebung, armselig gekleidet, hatten diese Kinder nichts, was sie „herausstreichen" konnte. Was sie aber heraushob, — unverkennbar beim ersten Blick —, das war der Adel ihres Blutes: nordische Rasse. (Abb. 72 gibt eines der Kinder wieder, das Lichtbild kann allerdings die leuchtende nordische Gesichtsfarbe nie erfassen.)

In dem mindernordischen Deutschland ist die nordische Rasse als „adlige" Rasse innerhalb einer ganzen Bevölkerung immer wieder da am ehesten erkannt worden, wo sie am stärksten vorwiegt: so im deutschen Nordwesten, in Niedersachsen (Abb. 68 u. 70). Langbehn, der „Rembrandtdeutsche", hat das immer wieder betont. In seinem „Rembrandt als Erzieher" schrieb er, daß man allein bei den Niederdeutschen „jenen schlichten, geradegeschnittenen, ruhigblickenden, männlichen Typus mit vollem Bart und wenig hervortretenden Lippen noch zahlreich und offenbar gattungsmäßig vertreten findet, welcher künstlerisch im Zeus des Phidias vorliegt... Es ist ein Gesichtsschnitt, den man an gebildeten und vornehmen Engländern, aber auch an deutschen und niedersächsischen Bauern häufig findet". So hat Langbehn geahnt, daß der edle Menschenschlag, den er beschreibt, bei Hellenen, Deutschen und Engländern der gleiche war und ist: nämlich die Rasse, welche man heute (nach Deniker 1898/99) als die nordische bezeichnet.[1])

---

[1]) In diesem Zusammenhang ist auch auf die Schilderung der „Vornehmheit" einer nordischen Bauerntochter aus der Lüneburger Heide zu verweisen, welche ich in „Rasse und Stil" (1926), Seite 17, angeführt habe.

5.

Man leugnete stets und man leugnet mit Recht,
daß je sich der Adel erlerne.
(Goethe, Ballade vom vertriebenen
und zurückkehrenden Grafen.)

War die im Adel und in gewissem Sinne — nach der seit dem 11. Jahrhundert vor sich gehenden Bildung eines Bürgerstandes — auch innerhalb bürgerlicher Geschlechter geltende Ebenbürtigkeit[1]) auch nur zu Beginn der mittelalterlichen Ständebildungen hinzielend auf gleiche Reinheit des nordischen Blutes und verlor nun seit dem Mittelalter der Ebenbürtigkeitsbegriff seinen rassischen Kern, so daß aus der ursprünglichen Blutsschranke schließlich eine Standesschranke wurde; wurde nun seit dem Zeitalter der Französischen Revolution auch die Geltung der Standesschranken immer geringer — so erhielt sich, wie die obigen Darlegungen zeigen sollten, doch ein bald mehr, bald minder deutlich empfundenes Bewußtsein oder auch „Unterbewußtsein“ von der Bedeutung nordischer Rassenmerkmale, und zwar erhielt sich dieses Bewußtsein bei Oberschicht wie Unterschicht der Völker mit nordischem Einschlag.

Es ist daher sehr wahrscheinlich und besonders für den Adel so gut wie gewiß, daß bis in die neueste Zeit hinein die Gattenwahl immer wieder von rassischen Vorstellungen beeinflußt und nach der Seite der nordischen Rasse hin gelenkt worden ist. Deutsche Männer und flandrische Frauen galten im Mittelalter als die schönsten des Abendlandes. Noch im 15. Jahrhundert rühmt trotz aller seiner Abneigung gegen deutsches und überhaupt gegen außeritalienisches Wesen der Italiener Enea Silvio Piccolomini, als Papst Pius II. ge-

[1]) Für die Ebenburtsbegriffe im Bürgerstande vgl. Meinhold, Deutsche Rassenpolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl. Lehmann, München.

nannt, die Schönheit deutscher Männer, Machiavelli die stattlichen Gestalten deutscher Landsknechte. Das weist darauf hin, daß sich die Auslese innerhalb des deutschen Volkes noch nach der nordischen Rasse hin vollzog, denn „schön“ wurde nur der nordische Mensch genannt. Im Adel muß diese Geltung des Bildes der nordischen Rasse eher noch stärker gewesen sein. Je weniger nordisch der Träger eines Adelstitels war, desto weniger konnte er ein „standesgemäßes Aussehen“ haben, desto mehr mußte in seinen Standeskreisen sein Aussehen auffallen. Je nordischer eine Frau war, desto mehr konnte sie „standesgemäß“ erscheinen und „sich in der besten Gesellschaft sehen lassen“.[1])



Abb. 73. Aus einem Augsburger Geschlecht: Philippine Welser, 1527—1580. Nordisch od. vorwieg. nordisch.

Aber nicht leibliche Züge allein, sondern das durch das seelische Wesen der nordischen Rasse bedingte „aristokratische“ Auftreten, das am nordischen Menschen aller Volksschichten mehr oder minder deutlich erkennbar, ihm mindestens als Möglichkeit gegeben ist, dieses seelische Wesen der nordischen Rasse, die kriegerischen und staatsmännischen Fähigkeiten nordischer Männer, Anmut, Schönheit und Würde nordischer Frauen haben wohl ein Aufsteigen nordischer Menschen in den Adel und innerhalb des Adels viel öfters bewirkt, als sich Einzelfälle hierfür geschichtlich belegen lassen.[2]) Manch ein nordischer Jüngling, wie ihn Uhlands Gedicht „Taillefer“ schildert, mag durch seine Herrenart und seine Tapferkeit einem Herzog unter den Knechten aufgefallen sein, daß er zum Freien erklärt und schließlich zum Ritter geschlagen wurde.

Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld;
sie sprach: Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held.

Wie im Uhlandschen Gedicht des Herzogs Schwester, so mag

---

[1]) So gibt es auch wohl kaum Hochstapler ohne stärkeren nordischen Einschlag, welche den „Grafen“ spielen, es sei denn, sie könnten bei stark „südländischem“ oder „morgenländischem“ Aussehen den „interessanten exotischen Prinzen“ spielen.

[2]) Ein solches Aufsteigen stellt ja zugleich nur einen Sonderfall des Aufsteigens nordischer und nordischerer Menschen dar, das in den Völkern mit nordischem

öfters der Blick einer „Jungfrau“ (wie zuerst nur die Töchter des Adels hießen) auf der Gestalt eines nordischen Mannes geruht haben, dem der Ritterschlag fehlte, nicht aber ritterliches Wesen des Leibes und der Seele. Gegenüber der wegen ihrer Schönheit und ihres langen goldenen Haares als „Engel von Augsburg“ gepriesenen Agnes Bernauer verloren die ihm überlieferten Ebenbürtigkeitsanschauungen für den bayerischen Thronerben, Herzog Albrecht III., ihren Sinn. Er heiratete sie 1432. Agnes wurde 1435 während der Abwesenheit ihres Gemahls angeklagt, ihren Gemahl behext zu haben, wurde schuldig gesprochen und in der Donau ertränkt. Ihr Tod machte Herzog Albrecht wieder thronfähig.[1]) Philippine Welser, die Bürgerstochter, wurde 1557 heimlich dem zweiten Sohn Kaiser Ferdinands I., dem Erzherzog Ferdinand von Österreich, angetraut. Sie war ersichtlich nordischer als die Habsburger, welche damals schon ziemlich starke Einschläge nichtnordischer Rassen zeigten. Der Sage nach war sie so



Abb. 74. Grabplatte der Agnes Bernauer in Straubing (Bayern). Lippen und Hände sind als Andeutung des Ertränkungstodes etwas geschwollen wiedergegeben. (Vgl. auch Abb. 77.)

Einschlag dauernd vor sich geht und das besonders seit dem Aufkommen großer Städte im Abendlande die aufsteigenden Familien auch dauernd den niedrigeren Geburtenzahlen der oberen Stände entgegengeführt hat.

[1]) Vgl. Hebbels Trauerspiel „Agnes Bernauer“.

schön, daß man den roten Wein, den sie trank, durch die weiße Haut ihres Halses schimmern sah — ein Zug, der von der Sage öfters Menschen mit nordischer Hautfarbe zugelegt wird. Je nordischer eine Nichtadlige war, desto weniger hatte sie auch, was dem germanischen Norden der Sagazeit besonders verunehrend erschien: „die Art kleiner Leute“, desto mehr hatte sie das, was sogar der alltägliche Sprachgebrauch gelegentlich noch „Rasse“ nennt, d. h. im Blut liegendes, angeborenes Herrentum.[1]) Erich XIV. von Schweden heiratete 1568 die wegen ihrer Schönheit gefeierte Karin Månstochter, deren Vater Soldat und später Gefängniswärter war. Erich, selbst als schön gefeiert, fein gebildet, Meister aller ritterlichen Übungen, hochbegabt, im Zeichnen und in der Tonkunst geübt, hatte gewiß ein Empfinden für Adel in Aussehen und Haltung und mag angeborenen Adel bei Karin gefunden haben, der hochgewachsenen, schlankvollen Blonden, deren feine hochgewölbte Füße gepriesen wurden. Bei und nach Erichs Absetzung und Gefangenschaft und als Witwe des Königs konnte Karin königliches Wesen beweisen. Sie gewann sich allgemeine Achtung und Liebe.



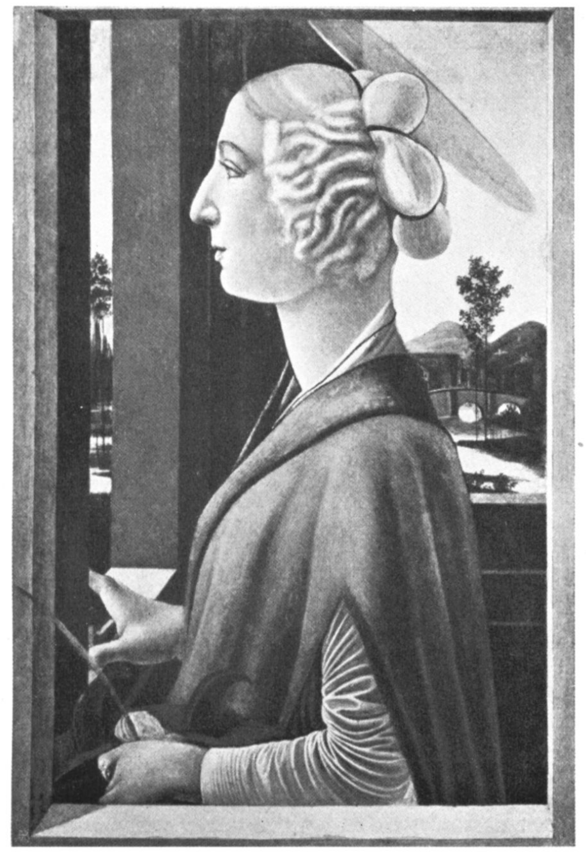
Abb. 75. Ludwig Sforza, 1451—1508, Herzog von Mailand. Vorwiegend nordisch mit dinarischem Einschlag. (Gem.: Boltraffio.)

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau überwand 1691 endlich das Widerstreben seiner Mutter und seines Geschlechts gegen seinen Wunsch nach Verehelichung mit Anna Luise Föse, der Tochter eines Dessauer Apothekers. Erst 1701 war der Kaiser zu bewegen, die Gemahlin des Fürsten und Feldherrn in den Reichsfürstenstand aufzunehmen. Die Anneliese, wie das Volk die Fürstin nannte, war „ein schönes und mit edlen Eigenschaften reich begabtes Bürgermädchen“[2]). Nach ihrem Bilde war sie vorwiegend nordisch, jedenfalls erheblich

[1]) „Il n'a pas de race“ sagt man in Frankreich von Menschen formlos unvornehmen Auftretens.

[2]) Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale II: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, 1872.

nordischer als ihr Gemahl, „der alte Dessauer", der leiblich wie seelisch dinarisch-nordisch war. Man weiß, wie klug die Anneliese Leopolds heftiges Wesen zu lenken verstand, wie weise sie während



Phot. Bruckmann

Abb. 76. Katharina Sforza, Ende des 15. Jahrhunderts, aus einem Condottiere-Geschlecht, dem im 15. und 16. Jahrhundert 6 Herzöge von Mailand entstammten, führte als junge Frau die Verteidigung der Burg gegen die Stadt Forli, im mittleren Alter die Verteidigung Forlis gegen Cesare Borgia, heiratete in 2. Ehe Giovanni de' Medici; ihr Sohn Cosimo wurde der erste Großherzog von Toscana, 1569. Nordisch-dinarisch. (Gem.: Amico di Sandro.)

langer Abwesenheiten des Fürsten das Land regiert hat und wie groß die Liebe des Volkes zu der Fürstin, der Mutter von 5 Söhnen und 5 Töchtern, gewesen ist.

Gerade im Falle unebenbürtiger Verbindungen kann man entsprechend der Geltung des nordischen Schönheitsbildes bis ins 19. Jahrhundert hinein zumeist auf nordische Züge der Nichteben-

bürtigen schließen. Das zeigt sich auch bei den bekannten Geliebten der französischen Könige. Die Marquise von Pompadour war hochgewachsen, schlank, von vornehmem Auftreten. Sie hatte Augen von unbestimmter Farbe, die als nicht dunkel, aber auch nicht blau oder grau beschrieben werden. Die Haare waren dunkelblond. Madame du Barry hatte lange seidige aschblonde Haare, dunkle Brauen und Wimpern, blaue Augen, eine Gesichtsfarbe, die mit einem „in Milch getauchten Rosenblatt" verglichen wurde.



Abb. 77. Agnes Bernauer (?) Gemälde im Städt. Maximiliansmuseum, Augsburg. Vgl. Abb. 74.



Abb. 78. Jeanne d'Arc (?), 1412—1431. Die „Jungfrau von Orleans", aus einer Bauernfamilie an der Grenze Lothringens.

Hatte der Adel durch die Bildung des Ritterstandes im 12. Jahrhundert minder-nordische Geschlechter, vielleicht auch gelegentlich nichtnordische Geschlechter in seinen Kreis aufgenommen, so läßt sich vermuten, daß eben in solchen Geschlechtern die wenn unausgesprochene, so doch nicht minder empfundene Geltung des nordischen Schönheitsbildes als des einzig „standesgemäßen" der Gattenwahl fortan die Richtung aufs Nordische gegeben hat. Je nordischer ein Geschlecht, desto mehr entsprach es dem im ganzen Volk geltenden Inbild des führenden, schönen und vornehmen Menschen.[1]) So läßt sich auch das nordische Aussehen manches der adligen und fürstlichen Häuser der Italienischen Wiederbelebungszeit erklären, der Häuser

[1] Vornehme Geschlechter Westfalens werden heute noch als „die schönen Familien" bezeichnet, gewiß eine Bezeichnung, welche durch die vererbte rassische Eigenart dieser Geschlechter bedingt war.

jener Condottieri, die sich öfters aus bürgerlichem oder niederadligem Stand zu Fürsten aufwarfen. Der Italienischen Wiederbelebungszeit ist ein sehr wacher Sinn für Leibesschönheit eigen gewesen — „ein edler Sinn liebt edlere Gestalten“ (Schiller) — dazu ein bis in Einzelzüge reichender, empfindlicher Sinn für Herrentum, Großzügigkeit, Kühnheit. Wer sich zum Herren aufwerfen wollte, mußte solchen Vorstellungen entsprechen und ebenso durch angeborene Art überzeugen wie durch Leistungen (vgl. Abb. 75 und 76).

Durch angeborene Art, durch ihren „Adel“ muß die Jungfrau von Orleans überzeugt haben. Ein Augenzeuge, Sire Percival de Boulainvilliers, berichtet: „Dieses Mädchen ist von überlegener Vornehmheit (d'une souveraine élégance) mit etwas Männlichkeit im Auftreten.“ Ein Bild, welches die Jungfrau darstellen soll, zeigt die Züge der nordischen Rasse (Abb. 78). Doch wird man sich Johanna nicht rein nordisch vorstellen dürfen, da zeitgenössische Berichte sie zwar hochgewachsen nennen und „schön und weiß wie eine Rose“,[1]) jedoch auch von ihren dunklen Haaren und Augen berichten. Dunois berichtet von ihr, sie habe „etwas Göttliches“ (quelque chose de divin) gehabt. Vielleicht besaß die Jungfrau nur in reicherem Maße jenes „Heilige und Vorahnende“ (aliquid sanctum et providum), das Tacitus von den nordischen Frauen der Germanen seiner Zeit berichtet hat. Nach Art und Leistungen konnte sie voll „ebenbürtig“ unter den französischen Adel ihrer Zeit treten, wie eine Agnes Bernauer dem bayrischen Adel ihrer Zeit „ebenbürtig“ gewesen wäre.

Ein Derfflinger (Abb. 48) konnte nach Art und Leistungen ein wertvolles Glied des brandenburgischen Adels werden. Ein Duguay-Trouin (Abb. 45), nach Wesen und Schicksalen ein echter Wiking, das glänzende Beispiel eines nordischen Seefahrers, war den Vorbildern altfranzösischen Rittertums, war einem Bayard nicht nur rassisch „ebenbürtig“. Ein Peter Cornelius (Abb. 79) war nach Blut und Leistung den Besten des Adels seiner Zeit „ebenbürtig“.

Als einen „Ebenbürtigen“ muß Friedrich der Große seinen Kammerdiener Fredersdorf, den Sohn eines Stadtmusikus, betrachtet haben. Das bezeugen die jetzt erst aufgefundenen und veröffentlichten Briefe des Königs an Fredersdorf.[2]) Fredersdorf war Soldat im

[1]) In dem zeitgenössischen Mistère du siège d'Orléans wird sie „belle et blanche comme une rose“ genannt.

[2]) Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf, herausgegeben und erschlossen von Johannes Richter, 1926.

Musketierregiment zu Frankfurt a. d. Oder, als der junge Friedrich ihn kennen lernte. Er machte ihn zu seinem Lakaien, dann zum Kammerdiener und schließlich zum „Geheimen Kammerier“. Der dem Rheinsberger Kreise angehörige Baron von Bielfeld berichtet, Fredersdorf sei „ein großer und schöner Mensch“ gewesen. Graf von Lehndorff, der am Hofe Friedrichs zu dessen Gegenpartei gehörte, kann von Fredersdorf doch nichts Ungünstiges berichten, nachdem er ihn, der in der Stellung eines Kämmerers die Rolle eines Ersten Ministers gespielt habe und oft von „Ordensrittern und Exzellenzen“ umringt gewesen sei, einmal in seinem Ruhestand aufgesucht hatte. „Es ist erstaunlich,“ berichtet der Graf, „daß ein ganz gemeiner Mann vom äußersten Ende Pommerns sich ohne die geringste Erziehung solchen Anstand, soviel Geist und Benehmen hat aneignen können.“ Friedrich der Große hatte weder auf Herkunft noch Erziehung geachtet, sondern allein auf angeborene Art. Als er vor der Schlacht bei Mollwitz Anordnungen für den Fall seines Todes gab, empfahl er seinem Nachfolger sechs Menschen, die er „am meisten geliebt“ habe, darunter Fredersdorf. Er hat dem Zuverlässigen seine Kasse anvertraut, sodaß Fredersdorf die Auszahlungen für zahlreiche Bauten, für Oper und Schauspiel zu ordnen hatte; der König überließ dem Kammerdiener Anwerbung und allerlei Anliegen von Künstlern, Schauspielern und Sängern. Dabei bedurfte es des Geistes und der Klugheit, der Höflichkeit und Gewandtheit, welche der Baron von Bielfeld an Fredersdorf schon in Rheinsberg gerühmt hatte. Der König hatte den ehemaligen Soldaten gleich nach seiner Thronbesteigung durch Schenkung des Gutes Zernickow bei Rheinsberg zum Rittergutsbesitzer gemacht. Es ist bei Friedrichs unbestechlich scharfer Menschenkenntnis sehr wahrscheinlich, daß er gelegentlich seinen Kammerdiener mit dem oder jenem Träger eines Adelstitels verglich und dabei seine eigenen Gedanken über „Geburtsadel“ und „Ebenbürtigkeit“ hatte.

Der Oberhofmeister am preußischen Hofe Friedrich Wilhelms III., ein Baron v. Schilden, vielleicht auch die Königin Luise, haben einen Kammerdiener, den Sohn eines Kammerdieners, als einen „Ebenbürtigen“ erkannt: Christian Daniel Rauch (1777—1857). Es dauerte 4 Jahre, bis der Baron erreichen konnte, daß Rauchs wiederholte Gesuche um Entlassung bewilligt wurden. Nachdem Rauch im Jahre 1804 eine Büste der Königin geschaffen hatte, wurde er seiner Dienerstellung enthoben und erhielt ein kleines Ehrengehalt. Der Baron

unterstützte ihn weiter, bis der Künstler sich eine Stellung geschaffen hatte. Leiblich wie seelisch und so auch in der erhabenen festen Ruhe seiner wahrhaft adligen Kunst war Rauch das Beispiel eines Edlen nordischer Rasse.

Die Adelsfähigkeit der nordischen Rasse, so deutlich erkennbar innerhalb nordischer Bauernbevölkerungen, hat sicherlich immer wieder eben den Kreisen nordisches Blut zugeführt, welche für Adel in Leib und Seele ein Empfinden hatten. Hierdurch ist es erklärlich, warum der Standesadel und die obere Bürgerschicht so sichtlich weniger in die allgemeine Entnordung der abendländischen



Abb. 79. Peter von Cornelius, 1783—1867, Maler, 1825 von König Ludwig I. von Bayern geadelt. Vorwiegend nordisch.

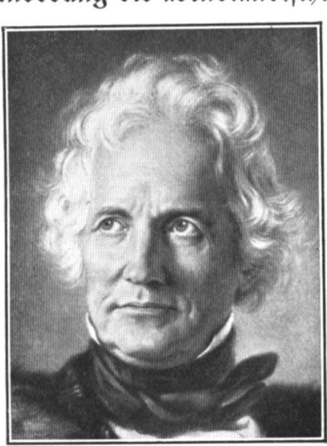


Abb. 80. Chr. Daniel Rauch. Bildhauer, 1777—1857. Nordisch, Augen blau.

Völker hineingezogen worden ist. Noch im Jahre 1734 rühmt Pöllnitz in seinen „Lettres et mémoires" die Schönheit und Blondheit der Frauen des sächsischen Adels und der bürgerlichen Oberschicht und nennt sie „groß, schlank und von erstaunlich vornehmem Auftreten". 1740 berichtet „Der redliche Mann am Hofe" von v. Loen aus Dresden, die Sächsinnen überträfen die Engländerinnen an Wuchs und Schönheit. Im Volkslied war „Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen" gepriesen worden. Die beiden angeführten Zeugnisse sprechen dafür, daß wenigstens in der Oberschicht Sachsens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die nordische Rasse noch so vorherrschend war, daß die Frauen dieser Schicht schön genannt werden konnten.

Die Tatsache, daß die Oberschicht der abendländischen Völker im allgemeinen, der Adel im besonderen, auch heute noch durchschnittlich

nordischer ist als die anderen Volksschichten, ist durch Rassenforscher verschiedener Länder bestätigt worden. De Jouvencel berichtet noch 1879 aus Spanien, daß im Norden dieses Landes viele Adlige hochgewachsen, blond und hellhäutig seien. Man schreibe das in Spanien selbst mit Recht dem Blute der Westgoten zu, die sich beim Maureneinfall nach Norden zurückgezogen hatten.[1])

Das Blut der Westgoten scheint auch wieder wirksam geworden zu sein in dem sehr hochgewachsenen, helläugigen Primo de Rivera. Das Blut der Normannen zeigt sich noch im Adel Siziliens, in welchem hochgewachsene Blonde nicht selten sind.[2]) Woltmann schreibt: „In Toscana erkennt sich heute noch der hohe Adel reinen Blutes an blauen Augen und blonden Haaren, ohne daß man sich der ursprünglich anthropologischen Bedeutung dieser Merkmale bewußt ist.“[3]) Durand de Gros berichtet über den rassenkundlichen Befund des Adels im südfranzösischen Departement Aveyron (Hauptstadt: Rodez): „Bis heute besteht im Aveyron eine große Anzahl von Familien alten Adels; bei allen herrscht ein besonderer Menschenschlag vor, der gekennzeichnet ist durch blondes Haar, blaue Augen, helle Haut, rosige Gesichtsfarbe und schlanke Gestalten bei mehr als mittlerer Körperhöhe. Während nun alle diese alten Adligen blond sind fast ohne Ausnahme, kommen in der übrigen Bevölkerung des Aveyron nur zwei Blonde auf 50 Einwohner.“[4]) Durand de Gros schließt daraus, der französische Adel stamme von den fränkischen und westgotischen Freien ab, sowie von dem alten Adel der (nordischen) Gallier. De Lapouge fand den Adel in Montpellier durchschnittlich viel reicher an nordischem Blut als die anderen Stände der Stadt. Der Adel war durchschnittlich langköpfig, die Bürger durchschnittlich kurzköpfig.[5]) Über Polen und die Ukraine berichtet Ripley: „Die hochgewachsenen langköpfigen

---

[1]) de Jouvencel, Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1879, S. 428. Vgl. auch Günther „Rassenkunde Europas“, 9. Abschnitt.

[2]) So hat E. v. Meyer berichtet in einer mir nicht zugänglich gewordenen Arbeit, welche Backmann (ohne nähere Angaben) erwähnt in seinem Aufsatz „Den europeiska rasfrågan ur anthropologiska och sociala synspunkter, Ymer, Heft 4, 1925.

[3]) Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien, 1905.

[4]) Durand de Gros, Sur les races nobles de l'Aveyron, Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1879.

[5]) De Lapouge, Les sélections sociales, 1896.

Blonden sind, soweit die Verhältnisse untersucht sind, in der Regel bezeichnender für die oberen Stände. Das stimmt mit den Ergebnissen in Westeuropa überein."[1])

Der schweizerische Anatom His hatte die in seiner Heimat gefundenen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Schädel, die man heute (mit Denikers Bezeichnung von 1898/99) als „nordisch" bezeichnen würde, als „Hohbergform" zusammengefaßt. (Die gleiche Schädelform hatte damals der badische Anatom Ecker als „Reihengräberform" bezeichnet, der württembergische Anatom v. Hölder als „germanische Form".) Unter der Bevölkerung seiner Heimat fand nun His die „Hohbergform" über die verschiedenen Volksschichten ungleich verteilt. Er urteilte schließlich 1866, daß „die Hohbergform eine vorwiegend aristokratische Form" sei.[2]) Die gleiche Erscheinung hatte v. Hölder auch für Württemberg erkannt, als er nordische (er sagt „germanische") Rassenmerkmale bei Adel und Oberschicht durchschnittlich häufiger fand als in den übrigen Volksschichten. Er erklärt: „Dies ist sehr natürlich, denn unter dem Adel und dem höheren Bürgerstande finden sich die meisten Nachkommen der Herren des Landes, der Alemannen."[3]) Ausleseerscheinungen bedachte die Zeit v. Hölders noch kaum, sonst hätte v. Hölder (wie später Ammon und de Lapouge) erkennen müssen, daß der durchschnittlich höhere Anteil nordischer Rasse in den oberen Ständen auf das (durch die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse bedingte) Aufsteigen nordischerer Geschlechter in höhere Gesellschaftsschichten mindestens ebenso gewiß zurückzuführen ist wie auf die von v. Hölder angegebenen Gründe.

Poesche urteilt im Jahre 1878: „Unter dem deutschen Adel gibt es heute noch so gut wie gar keine Dunkeln."[4]) Ein solches Urteil ist sicherlich übertrieben, bezeugt aber doch zusammen mit den eben angeführten Urteilen der verschiedenen Rassenforscher manches für die Beziehungen zwischen Adel und Rasse, wie sie noch vor einem halben Jahrhundert deutlich waren.

---

1) Ripley, The Races of Europe, 1899.

2) His, Beschreibung einiger Schädel altschweizerischer Bevölkerung nebst Bemerkungen über die Aufstellung von Schädeltypen, Archiv für Anthropologie, Bd. I, 1866.

3) v. Hölder, Beiträge zur Ethnographie von Württemberg, Archiv für Anthropologie, Bd. II, 1867, und: Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, 1876.

4) Poesche, Die Arier, 1878.

6.

Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte.
(Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1808.)

Aus den obigen Darlegungen geht deutlich hervor, daß der Adel, wenn er sich als ein Geburtsstand erhalten will, auf nordisches Blut angewiesen ist. Standesadel wie edle Gesinnung kann sich nur auf Angeborenes gründen, nicht auf Erworbenes oder Erwerbbares. Nicht im Tun liegt das Edle, sondern allein im Sein, und dieses Sein ist angeborenes, blutmäßiges Geartetsein.

„Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind."
(Schiller)

Für nordisches Empfinden ist Standesadel ohne sittlichen Adel schändend: Adel verpflichtet zur Betätigung edler Gesinnung, und Adel wie edle Gesinnung bauen sich gleichermaßen auf Unerwerbbarem, Unkäuflichem auf: auf Blut, Artung, Rasse — gleichviel wie das Angeborene genannt werden soll. Ein Adelstitel verhilft nicht zu Edelmannsart, sondern das Blut. Das ist eine alte Weisheit, und daher das altdeutsche Sprichwort:

Edel sein ist gar viel mehr,
als adlig sein von den Eltern her.

Je nordischer ein Volk ist — und das heißt auch: je sicherer sein Empfinden für den Wert edler Geschlechter — desto weniger werden ihm Titel, Reichtum, Bildung, Erfolge, überzeugend erscheinen gegenüber ererbtem leiblich-seelischem Wesen. Je mehr innerhalb eines nordisch-bedingten Volkes die Adelsschicht einen Wert darstellen will, desto mehr ist sie auf angeborene Güter hingewiesen. Es gilt für alles seelische Leben, für allen Geist, vor allem aber für den Adelsgeist innerhalb der Völker, was Hermann Graf Keyserling,

der Philosoph, in seinem „Ehebuch" gesagt hat: „Des Blutes Schicksal ist zugleich das Schicksal des Geistes; denn nur durch Blut hindurch kann sich dieser auf Erden manifestieren." — Damit ist für den Adel die besondere Bedeutung alles dessen erwiesen, was mit Rasse, Vererbung, Gattenwahl, Nachkommenzahl zusammenhängt.[1])

Aus allem Vorhergehenden ergibt sich nun: Sollen die Völker germanischer Sprache, an denen jetzt im Entnordungsvorgang die Reihe ist, nicht weiter von ihrer Höhe sinken, so muß die Gegenauslese der nordischen Rasse aufgehalten, d. h. die Kinderzahl der vorwiegend nordischen Geschlechter aller Volksschichten und aller deutschen Stämme erhöht werden. Soll Führertum, Schöpfertum, Herrentum innerhalb der Völker germanischer Sprache nicht schwinden, soll Leibesschönheit, wie sie diese Völker empfinden, nicht immer seltener werden, so ziemt den sich selbst achtenden Geschlechtern dieser Völker nur die Gattenwahl der Hersen und Jarle (vgl. S. 41 ff.).

Zu dieser Einsicht mußte die „Rassenkunde Europas" und die „Rassenkunde des deutschen Volkes" nach Betrachtung der Rassengeschichte der Völker indogermanischer Sprache gelangen. Damit ergeben sich für die auf ihr Blut achtenden Sippen aller Volksschichten, besonders für den Adel, wenn er als eine Auslesegruppe gelten möchte, ganz neue Gesichtspunkte. Erblichkeitsforschung, Erbgesundheitslehre und Rassenforschung beginnen in das Gewissen der Völker einzudringen. Der 1. Abschnitt in „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen" sollte zeigen, wie eine seit der Jahrhundertwende um 1900 sich ankündende neue Gedankenwelt — die Wiedererweckung Gobineaus durch Schemanns Übersetzung seines „Essai sur l'inégalité des races humaines" (1853—55), das Erscheinen der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain und von „L'aryen, son rôle social" von Georges Vacher de Lapouge, die Wiederentdeckung und Bestätigung der Vererbungslehre Johann Mendels, die Begründung der Erb-

[1]) Die erbgesundheitliche (rassenhygienische) Seite der hierhergehörigen Lebenserscheinungen soll hier nicht weiter betrachtet werden. Es sei jedoch auch hier wieder verwiesen auf Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Lehmann, München 1926; Siemens, Rassenhygiene, zugleich Einführung in die Vererbungslehre, Lehmann, München, 1926; Kuhn, Von deutschen Ahnen und Enkeln, 1924; v. Behr-Pinnow, Die Zukunft der menschlichen Rasse, Berlin 1925.

gesundheitsforschung (Eugenik, Rassenhygiene) durch Francis Galton bei gleichzeitig offenbar werdendem Zusammenbruch der mechanistischen Lebensauffassung des 19. Jahrhunderts — wie diese Gedankenwelt eine neue wuchshafte (organische) Lebensauffassung erweckt hat, wie schließlich diese durch lebensgesetzliche (biologische) Erkenntnisse geweckte Lebensauffassung zusammenwuchs mit all dem Streben nach Erneuerung, leiblich-seelischer Ertüchtigung, welches — auch etwa seit der Jahrhundertwende — die Jugend immer tiefer erfüllt hatte.

Mit Notwendigkeit mußte der neue Geist, wo immer er nach echter Verwirklichung seines Strebens, nach Verleiblichung seines Wesens in sich ertüchtigenden und sich steigernden Geschlechtern suchte, gerade da also, wo er nicht zu leerer Schwärmerei von „Zukunftsstaaten“ und „Völkerbeglückung“ wurde, seine Möglichkeiten just da erblicken, wo Erneuerung allein wirklich zu begründen ist: im Bereich der Erbanlagen.

Die neuen Erkenntnisse mußten sich in allen Lagern und Kreisen der Völker regen, vor unhaltbaren Lehrsätzen nicht Halt machend. Der sozialdemokratische Erbgesundheitsforscher Grotjahn mußte mit der für einen unveräußerlichen Bestandteil des Sozialismus gehaltenen Lehre von der Bedeutung der Umwelt brechen: durch alle Verbesserung der Umwelt werden aus Erbanlagen der leiblichen und seelischen Minderwertigkeit keine Erbanlagen leiblich-seelischer Tüchtigkeit. Ein Grotjahn mußte erkennen, daß ein Fortschritt der Völker nur durch Hemmung der Fruchtbarkeit der Erblich-Minderwertigen und Hebung der Fruchtbarkeit der Erblich-Tüchtigen aller Volksschichten möglich ist. Die Schrift eines schwedischen Sozialisten, Vougts „Rasbiologi och socialism“ (1926), mußte nach Prüfung des „Grundrisses der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“ von Baur-Fischer-Lenz aussprechen: „Es gibt keinen Gegensatz zwischen Sozialismus und Erbgesundheitslehre“, ja im „Gewerkschafts-Archiv“ vom November 1925 hat sich K. V. Müller mit dem Nordischen Gedanken auseinandergesetzt, diesem volles Verständnis entgegenbringend und sich dem „beschämenden Maß lähmender spießbürgerlicher Bedenken, cliquenhaften Totschweigens und rassenbiologischer Uninteressiertheit“, die in Europa im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten herrschten, entschieden entgegenstellend.

In den Vereinigten Staaten hat ja ein Buch wie Madison

Grants „The Passing of the Great Race"[1]) mit seiner Betonung des Wertes der nordischen Rasse schon die Einwanderungsgesetzgebung beeinflußt, und ein nicht geringeres Anzeichen des beginnenden Erwachens eines die Erbanlagen hütenden Gewissens ist die Wirkung von Stoddards „The Revolt against Civilization. The Menace of the Underman"[2]), das als ein Aufruf zur Schaffung eines „Neuen Adels" (Neo-Aristocracy) schließt. Der Wille zur Bewahrung und Mehrung einer kraftvollen Führerschicht hat in dem so oft als „demokratischstes" Land angesehenen Nordamerika eine fast schon volkstümliche Achtsamkeit auf erbgesundheitliche und rassische Fragen, auf Familiengeschichte, Stammbäume, Gattenwahl, Nachkommenzahl hervorgerufen. Man hat begreifen gelernt, daß nicht nur das Einsickern von Neger- und Indianerblut, nicht nur die Einwanderung erblich-minderwertiger Menschen, sondern vor allem die verminderte Einwanderung aus Nordwesteuropa bei vermehrter Einwanderung aus Süd- und Osteuropa die innere Kraft des Staates allmählich hätte auflösen müssen, daß es gilt, das Blut zu mehren, das die führenden Geschlechter seit der Landnahme Nordamerikas immer wieder gekennzeichnet hat: das nordische Blut. Man hat begriffen, daß dieses Blut allen schaffenden Ständen die führenden Menschen und somit dem Lande gleichsam den heimlichen Adel stellt. So hat der Zoologe H. F. Osborn 1917 in seiner Vorrede zur 2. Auflage von Grants Buch geschrieben: „In der Neuen Welt, für welche wir arbeiten und kämpfen, dieser Welt der Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, werden wir den Freistaat (democracy) nur erhalten können, wenn der Freistaat seinen eigenen Adel (aristocracy) erkennt, wie in den Tagen, als unsere Republik gegründet wurde."

Walther Rathenau, als Vertreter eines Volkes außereuropäischer Rassenherkunft so viel aufmerksamer auf rassische Erscheinungen als die Deutschen um ihn, hat schon 1908 in seinen „Reflexionen" auf die rassischen Bedingungen der Erhaltung oder Neuschaffung eines Adels hingewiesen. Er schrieb: „Die Aufgabe kommender Zeiten wird es sein, die aussterbenden oder sich auszehrenden Adelsrassen, deren die Welt bedarf, von neuem zu erzeugen und zu

[1]) In der deutschen Übersetzung von Polland „Der Untergang der großen Rasse", Lehmann, München, 1925.

[2]) In der deutschen Übersetzung von Heise „Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen", Lehmann, München, 1925.

züchten. Man wird den Weg beschreiten müssen, den ehedem die Natur selbst beschritten hat, den Weg der „Nordifikation“ [Vernordung]. . . . . . Eine neue Romantik wird kommen: die Romantik der Rasse . . . . Sie wird das reine Nordlandblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laster schaffen.“

Solche Erkenntnisse, Erkenntnisse der Erbgesundheitsforschung und der Rassenforschung, die zur Zeit von Rathenaus „Reflexionen“ nur wenigen zuteil geworden waren, rühren sich heute in den verschiedensten Lagern, Kreisen und Völkern und haben eine Lebensauffassung geweckt, welche alte Lehren teils erfüllt, teils sprengt, teils verwirft — so eben sich als ein Neuer Geist bekundend.

Es ist da und dort in der deutschen Jugend begriffen worden, was der Nordische Gedanke, den Gedanken der Erbgesundheitspflege in sich aufnehmend, bedeutet und bedeuten muß. Absehend von Besitz, Glaubensbekenntnis, Hoch und Nieder, Nord und Süd, sucht der Nordische Gedanke die Einigung der deutschen Stämme zu begründen von dem Blut und Einschlag her, der ihnen allen gemeinsam ist: vom nordischen Blute her. Als *Vorbild für die Auslese im deutschen Volk* stellt der Nordische Gedanke den erbgesunden, erbtüchtigen nordischen Menschen auf.

Dabei handelt es sich nicht etwa um Schaffung eines Gegensatzes der vorwiegend nordischen Deutschen gegen die nicht-nordischen Deutschen, sondern allein um etwas so Friedliches wie die Ermöglichung einer höheren Kinderzahl für die vorwiegend nordischen Menschen aller deutschen Stämme. So ist in der Jugend aller deutschen Stämme der Wille erwacht, den die Zielschrift des „Jungnordischen Bundes“ so ausgedrückt hat: „Stets wollen wir uns vor Augen halten, daß es sich, soll unsere Rasse nicht untergehen, nicht allein darum handelt, einen nordischen Ehegatten zu wählen, sondern des weiteren auch darum, unserer Rasse durch unsere Ehe zum Geburtensieg zu verhelfen.“

So greift in den Kreisen der deutschen Jugend die Besinnung auf die blutmäßigen Grundlagen alles Völkerlebens um sich. *Der bewußte Wille zur Begründung eines Neuen Adels ist erwacht, eines Adels, sich aufbauend auf der Ebenbürtigkeit gleich reinen nordischen Blutes.* „Nicht woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht“ (Nietzsche, Also sprach Zarathustra). Die vom Nordischen

Gedanken ergriffene Jugend will ihren Willen zum Adel bekunden in Lebensführung, Gattenwahl, Aufzucht von Kindern und Einsetzen ihrer Kräfte für die Mehrung des nordischen Blutes im deutschen Volk. Der Wille ist lebendig geworden, Geschlechter zu begründen,

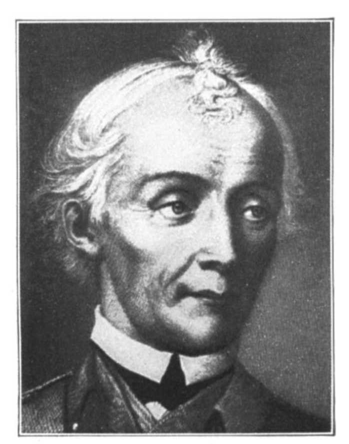


Abb. 81. Alex. Graf von Suworow, 1729—1800, aus russischem Adel, russischer Heerführer, hauptsächlich gegen die Türken. Vorwiegend nordisch.



Abb. 82. Anton Freiherr von Csorich (spr.: tschoritsch), 1795—1864, aus kroatischem Adel, österreichischer Heerführer. Nordisch. (Steinzeichn.: Kriehuber.)

welche einmal wieder an Leib und Seele als Aristoi, als Eupatriden, vor sich selbst bestehen können. Ein Staat könnte gleichsam „die Gleichheit aller Menschen" anordnen, jeden Schein von Über- und Unterordnung verbieten, Adelstitel abschaffen: die Vererbungsgesetze könnte er nicht abschaffen. Das Edle liegt im Blut, und edle Geschlechter wird es solange geben, wie edle Eltern genug edle Kinder zeugen.

Wie wird, wie soll sich nun der Standesadel dem Nordischen Gedanken gegenüber verhalten? — Wie wird sich die Nordische Bewegung zum Standesadel verhalten? — In den Völkern germanischer Sprache ist ja heute noch in allen Schichten so viel nordisches Blut gegeben, daß der Gedanke einer Mehrung dieses Blutes durch höhere Kinderzahl der vorwiegend nordischen Menschen nicht nur eine Frage des Adels oder einer Oberschicht ist, wozu dieser Gedanke in den Völkern Südeuropas, bei Hellenen und Römern, bei den Italienern früherer Jahrhunderte hätte werden müssen. Die Frage der Mehrung des nordischen Blutes wird in Deutschland, der rassischen Lage entsprechend, eine Frage aller tiefer besonnenen Deutschen.

Gewißlich kann und wird der Nordische Gedanke in allen Schichten und Stämmen des Volkes als „das revolutionärste Ideal aller Zeiten“ empfunden werden, wie Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe, sich zum Nordischen Gedanken bekennend, in seinem Vortrag „Adel und Rasse“[1]) ausgeführt hat. Aber die „Revolution“, die er bringt, kann keinen Zeitabschnitt mechanistischen Denkens heraufführen, keinen Zeitabschnitt des Materialismus, der Anbetung des Geldes und schließlich der Kriege und damit Gegenauslese der Besten bewirkenden Herrschaft des Internationalen Leihkapitals. Die Französische Revolution und ihre Folgeumstürze haben ja immer nur den rassezerstörenden Kapitalismus der Großbanken „befreit“ und die Herrschaft der Börse über inneren und äußeren Krieg und Frieden aufgerichtet.[2]) Der Nordische Gedanke ist ein Ausdruck des Strebens nach einer wuchshaften (organischen) rasseaufbauenden Gesittung (Kultur), welche die mit der Börsenherrschaft verbundene Gegenauslese des nordischen Blutes aufhalten und eine Mehrung des nordischen Blutes vorbereiten soll. Um solcher Gesittungsbegründung willen muß der Nordische Gedanke sich selber treu bleiben und folgerichtig verwirklicht werden. Aus seinem Wesen heraus entspringen Folgerungen auch für den Standesadel. —

[1] Abgedruckt im Mitteilungsblatt des Gaues Kurmark der Adelsgenossenschaft, Berlin, 1926.

[2]) Diese von der Volkswirtschaftslehre heute ausgesprochene, von der „allgemeinen Bildung“ und der „öffentlichen Meinung“ entweder nicht erkannte oder nicht zugegebene Tatsache hatte Moltke schon erkannt, als er 1890 in einem Briefe schrieb: „Blicken Sie zurück auf die Kommune von 1870. Sie hat die Denkmäler des französischen Ruhmes zertrümmert, die Priester ermordet, die Boutique geplündert, aber das Haus Rothschild ist unbelästigt geblieben“, und als er 1886 in seiner „Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71“ schrieb: „Die großen Kämpfe der neueren Zeit sind gegen Wunsch und Willen der Regierenden entbrannt. Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag . . . Weniger kommt es heute darauf an, ob ein Staat die Mittel besitzt, Krieg zu führen, als darauf, ob seine Leitung stark genug ist, ihn zu verhindern.“ — Diese damals sehr vereinzelte Einsicht ist heute die der Sozialwissenschaft geworden: Im „Archiv für Sozialwissenschaft“ (Band 50, Heft 3) beschreibt Arthur Salz am Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika die „geradezu groteske Abhängigkeit, in der sich der heutige Staat mit seinem Betriebsapparat von der Wirtschaft befindet“. Der Staat entwürdige sich zum „Büttel“ für die Wirtschaft, er stelle den „Großbanken“ seine Machtmittel, Heer, Flotte und Verwaltung, zur Verfügung.

Man hat anscheinend da und dort in den Kreisen des Standesadels den Aufruf zu einem Neuen Adel im letzten Abschnitt der „Rassenkunde Europas“ als ein Hinweggehen über den Standesadel aufgefaßt. Das war ein Mißverständnis, das am besten dadurch geklärt worden ist, daß aus den Reihen des Standesadels selbst der Nordische Gedanke ebenso entschieden aufgenommen wurde wie in den Kreisen der nordisch-gesinnten Jugend. Gerade im Adel ist begriffen worden, was Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe in seinem obengenannten Vortrag mutig ausgeführt hat: „Nicht mit den erstarrten Formen dessen, was wir Tradition zu nennen gewöhnt sind, an den Erscheinungen des heutigen Lebens . . . herumzudoktern, . . . den Rest unseres gesunden artmäßigen Empfindens der sogenannten besseren Einsicht opfernd, — nicht das ist für uns Politik. Für uns ist Politik die Wiedererweckung unseres Rassenbewußtseins und damit die Wiederherstellung der Grundlagen, aus denen heraus unsere Tradition ursprünglich erwachsen ist!“ — Auf eine solche Wiedererweckung des Rassenbewußtseins hatte Martin Otto Johannes den Adel schon hingewiesen mit seinem Roman „Adel verpflichtet!“

Es ist ohne weiteres klar, daß der Nordischen Bewegung viel an der Erhaltung der überwiegenden Mehrzahl, mehr noch an einer hohen Nachkommenzahl der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Adelsgeschlechter gelegen ist, zeigt sich doch diese Mehrzahl als vorwiegend nordisch, zum Teil sogar als nahezu rein nordisch. Gerade einem großen Teil der Adelsgeschlechter ist es gar nicht schwer gemacht, bei entsprechender Gattenwahl und Kinderzahl vorbildliche Geschlechter zu stellen. Es wird der Nordischen Bewegung viel daran gelegen sein, alle vorwiegend nordischen Adelsgeschlechter mit dem Nordischen Gedanken zu durchdringen.

Wie dann der Nordische Gedanke sich im Adel auswirken muß, geht aus allem hervor, was diese Schrift bisher dargelegt hat. Der Adel wird sich vor folgende Grundüberlegungen gestellt und zu einer Entscheidung aufgerufen sehen:

> „Adel“ kann nur ein Volksteil heißen, dem der Wille zur Schaffung vorbildlicher Geschlechter eigen ist. Soll „Adel“ überhaupt einen Sinn haben, so muß einer Volksschicht, welche für sich Adel in Anspruch nimmt, der Wille eigen sein, unter allen

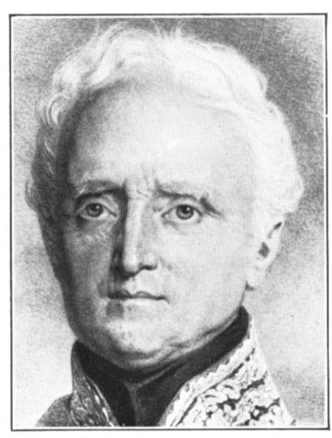


Abb. 83. Th. R. Bugeaud de la Piconnerie, 1784—1849, Herzog von Isly, zuerst Grenadier, dann Heerführer unter Napoleon I. Nordisch.



Abb. 84. G. Ch. M. Duroc, 1772—1813, Herzog von Friaul, Heerführer unter Napoleon I., aus altadligem Geschlecht. Vorwiegend nordisch.

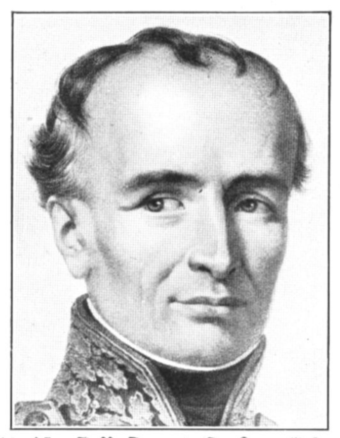


Abb. 85. J. B. Drouet, Graf von Erlon, 1765—1844, Heerführer unter Napoleon I., zuerst Soldat im Heer Ludwigs XVI. Vorwiegend nordisch.



Abb. 86. P. J. E. Graf von Cambronne, 1770—1842, Heerführer unter Napoleon I., während der Revolution Nationalgardist, von Napoleon zum Grafen erhoben. Vorwiegend nordisch.

Umständen eine Auslese darzustellen, ein Wille, der in jedem Angehörigen einer solchen Volksschicht jeweils stärker ist als einzelmenschliche, vom Ziel der Auslese ablenkende Wünsche. Adel kann nichts anderes sein als der Wille zum Unkäuflichen; Auslese allein kann aber das Unkäufliche vor Augen stellen. Es gibt somit keine Volksschicht, welche mehr auf das Angeborene (das eigentlich Unkäufliche) angewiesen ist als diejenige, welche als Adel gelten will.



Abb. 87. J. B. Kleber, 1753—1800, Elsässer, Heerführer unter Napoleon I. Vorwiegend nordisch. (Kl. war zuerst Leutnant im österr. Heer, aber als Bürgerlicher ohne Hoffnung auf weitere Beförderung.)



Abb. 88. L. Ch. A. Desaix, 1768—1800, Heerführer unter Napoleon I., aus altadligem Geschlecht. Vorwiegend nordisch.



Abb. 89. Napoleon I., aus florentinischem Adel. Vorwiegend nordisch. Augen hell, Haare in der Jugend blond.



Abb. 90. Herzog von Reichstadt, König von Rom, Sohn Napoleons I. und seiner zweiten Gemahlin, Maria Luise von Österreich, 1811—32. Vorwieg. nordisch, blond.

In diesem Sinne hat die nordisch-gesinnte Jugend den Gedanken eines Neuen Adels ergriffen. Es ist der alte Sinn jedes Adels in einem nordischbedingten Volk, nur heute nach neuer lebensgesetzlicher Einsicht klar und bewußt verstanden.

Hieraus ergibt sich, was vom Beginn dieser Schrift an sich ergeben mußte: ein neuer Ebenburtsbegriff oder auch: die Wiedererweckung des ursprünglich bezielten Ebenburtsbegriffs der

Völker nordischer Herkunft. Ebenburt kann innerhalb der Völker mit nordischem Einschlag nur bedeuten: gleiches Maß an erblicher Tüchtigkeit des Leibes und der Seele bei gleicher Reinheit nordischen Blutes. Für den Nordischen Gedanken sind einander ebenbürtig alle erblich-gesunden, erblich-tüchtigen, erblich-klugen Menschen gleich reinen nordischen Blutes, und nur die vorwiegend nordischen Geschlechter, welchen das Streben zum Auslesevorbild des gesunden tüchtigen Menschen nordischer Rasse eigen ist, kann der Nordische Gedanke als die Erhalter oder Begründer eines echten Geburtsadels ansehen.

Dieser Ebenburtsbegriff ist in manchen Geschlechtern des deutschen Standesadels schon aufgenommen worden. „Nach dem Blute fragend, nicht nach der äußeren Stellung" soll in solchen Geschlechtern die Gattenwahl geschehen.[1]) Hatte der bisherige Ebenburtsbegriff durch Verengung der Möglichkeiten zur Gattenwahl in manchen Geschlechtern, vor allem des Hochadels, zur Häufung minderwertiger Erbanlagen und geradezu zur Entartung geführt, so muß die Erbgesundheitsforschung auch gegenüber der Möglichkeit einer späteren Wiedereinsetzung deutscher Fürstengeschlechter mit aller Deutlichkeit fordern, „daß wir nie wieder die Zukunft unseres Volkes in die Hände solcher Familien legen, die durch falsche Ebenbürtigkeitsgesetze vertrotteln".[2]) Je höhere Stellung ein Geschlecht beansprucht, desto mehr wird es nach Erbgesundheit und Rasse sich als edelblütig erweisen müssen. Es wird nicht mehr die Frage sein, ob ein Fürst „standesgemäß", sondern ob er erbgesundheitlich und rassisch richtig verheiratet ist. Eine nordische Bauerntochter wird als ebenbürtig erachtet werden, wie eine nicht-nordische Königstochter als unebenbürtig abgelehnt werden muß.

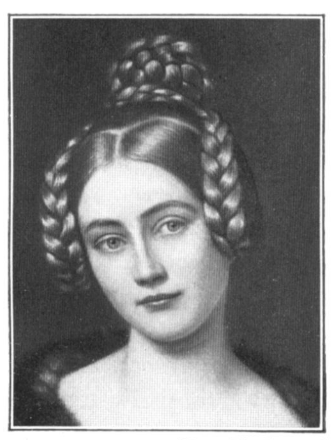
Napoleon, aus florentinischem Adel und vorwiegend nordisch, war den Habsburgern, denen er entgegentrat, auch rassisch überlegen und seine habsburgische Gemahlin ihm auch rassisch nicht ebenbürtig. Es fällt schwer, aus der Reihe der Habsburger seit Kaiser Karl V. eine Jarlsgestalt herauszufinden. Napoleons Marschälle, die sich oft vom einfachen Soldaten zum Heerführer erhoben, und denen er Grafen- und Herzogstitel verlieh, waren zumeist auch rassisch den

---

[1]) So drückt sich Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe in seinem Vortrag „Adel und Rasse" aus.

[2]) Kuhn, Von deutschen Ahnen und Enkeln, 1924.

Feldherren und Herzögen des alten Frankreichs ebenbürtig. Frankreich hatte damals noch genug aufstiegfähiges und adelsfähiges nordisches Blut (vergl. Abbildung 83—88). — Man wird annehmen dürfen, daß die bürgerliche und im Standessinne unebenbürtige Mutter des



Phot. Hanfstaengl

Abb. 91. Karoline Gräfin Holnstein, geb. Freiin von Spiering, 1815—1859, bayerischer Adel. Nordisch. (Gem.: Stieler.)



Phot. Hanfstaengl

Abb. 92. Amalie Freifrau Kruedener, geb. Gräfin Adlerberg. 1808—1888. Nordisch. (Gem.: Stieler).

Freiherrn v. Haynau (Abb. 98) dem nicht-ehelichen Vater, dem Kurfürsten Wilhelm von Hessen-Kassel, rassisch durchaus ebenbürtig war. Der Freiherr erschien unter dem österreichischen Adel seiner Zeit wahrscheinlich als einer der Vornehmsten.

Ich erinnere mich an zwei rein nordische Menschen, denen gegenüber im Gespräch ich wie bei dem norwegischen Schleusenwärter[1]) besonders stark die Empfindung hatte, daß ihnen „Geburtsadel" eigen sei, d. h. reines Blut einer Herrenrasse und damit zugleich eine einheitliche, wie eine tiefe beruhigende Kraft wirkende Vollendung ihres ganzen Wesens: Leib wie Seele, Haltung und Bewegungen, Augenausdruck wie Sprechweise und dazu jeder Einzelzug der leiblichen Gestaltung wie jeder Einzelzug seelischen Ausdrucks — alles immer wieder als schlackenlos reine Artung überzeugend, was wir — wir Nordischbedingten — als „Edelmannstum" empfinden. Der eine war ein deutscher Freiherr und Gutsbesitzer, der andere der Sohn eines schwedischen Kleinbauern in einer städtischen Stellung,

[1]) Vgl. Günther, Rasse und Stil, 1926.

welche ihn dem unteren Mittelstand zuwies. Es waren einander ebenbürtige Menschen.

Wie sie muß der rein nordische Moltke gewirkt, überzeugt haben, wie sie nicht durch dies oder jenes Tun, sondern immer wieder durch sein Wesen: das Wesen des rein-gearteten nordischen Menschen. Eine Siebenundsiebzigjährige hat mir einmal davon berichtet, wie sie mit dem greisen Moltke in ihrer Jugend eine Gemäldesammlung besucht habe. Sie war innerlich erregt gewesen, sich zum erstenmal dem Feldherrn so unmittelbar gegenüber zu finden. „Aber man wurde in seiner Nähe ganz ruhig, wie in einer unbeschreiblichen Sicherheit." Das eben ist das Wesen rein nordischer Artung: die schlichte, selbstverständliche Vollendung, von der eine ruhevolle Kraft ausgeht. Es ist der „edle Stil", den Uechtritz an dem nordischen Hebbel, diesem niedrigsten Stande entstammten, drückendster Umwelt ausgesetzten Edeling, dem nordischsten unserer großen Dichter, bewundern mußte: „bei aller Schlichtheit etwas in Haltung und Bewegung edel Unbeengtes und ruhig Sicheres". — Das ist der „edle Stil", der immer da erlebbar sein wird, wo reine nordische Rasse ist, das Unbeengte und Unbeengende reiner nordischer Rasse, ihre Freiheit und ihre Erweckung echten Freiheitsempfindens.

Auslese allein kann den abendländischen Völkern wieder edle Geschlechter schaffen. Edles Wesen wird sich nur in einer adels-fähigen Rasse verleiblichen. Das ist auch der Sinn jenes Wortes von Hebbel aus dem Jahre 1846: „Wann wird der geistige Mensch sich ganz in Christus hineinleben? Wenn der leibliche in den Apoll von Belvedere hineinwächst!" — Gattenwahl und Auslese in der Richtung auf das leiblich-seelische Bild der nordischen Rasse werden allein wieder Edelleute des Blutes schaffen, welche Völker und Staaten lenken können. In der Geschichte aller Völker indogermanischer Sprache haben sich die Unterschichten schließlich nicht mehr von einem Werte der Träger adliger Namen überzeugen können, wenn diese „Edelleute" die leiblichen und seelischen Züge der ursprünglich untergeschichteten Rassen trugen. Die Achtung, welche Einzelmenschen wie Ständen entgegengebracht wird, ist im Grunde immer Achtung vor der angeborenen Art. Nur der Vornehme des Blutes kann sich dauernde Achtung erwerben. Nur nordisches Blut schafft einem Stande die Achtung der anderen. Rathenau, der kluge rassenfremde Beobachter, hat von dieser Wirkung reinen nordischen Blutes

wohl gewußt, als er in seinen „Reflexionen“ (1908) in seiner etwas geschmäcklerischen (ästhetisierenden) Weise schrieb: „Der freiwillige, instinktive Respekt beruht ganz auf Rassenempfindung. Einer edlen weißen Hand gehorchen sie lieber als klugen Argumenten.“ — Überzeugendes geht letzten Endes immer nur von der ererbten Artung aus — als eine schlichte, doch zwingende Kraft.

Ein Bezirk reiner, kühler, schlicht-überzeugender Kraft waltet um den Menschen rein nordischer Rasse: Feinheit voll Willensstärke, Willensstärke voll Feinheit: Edelmannsart. Nietzsche schreibt einmal: „Eine vornehme Seele ist die nicht, welche der höchsten Aufschwünge fähig ist, sondern jene, welche sich wenig erhebt und wenig fällt, aber immer in einer freieren, durchleuchteteren Luft und Höhe wohnt.“[1]) Damit hat er ganz das Wesen nordischer Edelmannsart getroffen. Mag die nordische Seele höchster Aufschwünge fähig sein, mag sie sogar ihrer bedürfen, sichtbar wird jedem anderen Menschen am nordischen Menschen edelster Ausprägung immer nur jene Haltung sein, welche die „freiere, durchleuchtetere Luft und Höhe“ der nordischen Seele bedingt. Es ist die Haltung des Großgesinnten (megalópsychos), in welcher Gestalt nordische Edelmannsart bei Aristoteles in hellenischer Sondergestaltung dargestellt worden war (vgl. S. 14). Die römischen Worte „ne quid nimis“ und „nil admirari“ zeichnen wie der römische Stoizismus Züge nordischer Edelmannsart in italischer Sondergestaltung. Dem Angelsachsen erscheint der nordische Edelmann in der Sondergestaltung des gentleman.

Der Sinn für das Vornehme als eine gar nicht an Stand und Rang gebundene, sondern eine mit dem Blut gegebene Erscheinung ist im 19. Jahrhundert fast ganz verloren gegangen. Nietzsche hat darunter besonders gelitten, ohne doch die rassischen Bedingungen zur Vornehmheit erkennen zu können. Im heutigen Abendlande ist sogar die Fähigkeit fast geschwunden, nordische Rasse als die Rasse des Edelmannstums überhaupt zu erleben. Wer solchen Erlebnisses aber noch fähig ist, der entscheidet sich bald. Eine nordisch-gerichtete Erziehung wird uns die Möglichkeiten zum Erlebnis der nordischen Rasse als der adligen Rasse wieder schaffen müssen. —

Ich erinnere mich der Worte, mit denen ein Freund mir den Eindruck übermittelte, den er, sehr früh morgens in einer deutschen Großstadt ankommend, empfing, als er unter den Putzfrauen, welche die

[1]) Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II, S. 180.



Abb. 93. Hieronymus Graf von Colloredo-Mannsfeld, 1775—1822, österreichischer Staatsmann und Heerführer. Nordisch.

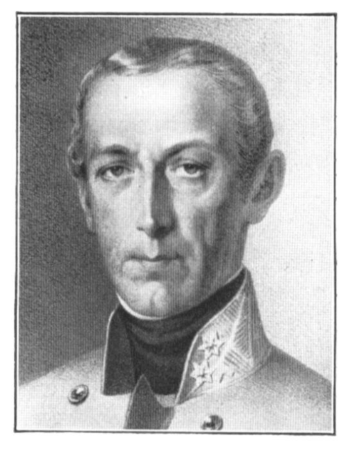


Abb. 94. Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg, 1771—1820, Führer der Österreicher gegen Napoleon. Nordisch.

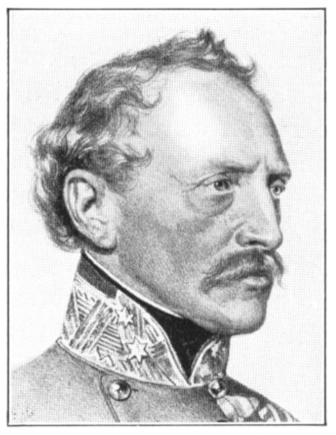


Abb. 95. August Graf von Degenfeld-Schonburg, 1798—1876, österreichischer Heerführer. Nordisch (mit sehr geringem dinarischem Einschlag).



Abb. 96. Ludwig von Benedek, österreich. Heerführer, 1804—1881, dinarisch-nordisch (mit geringem ostischem Einschlag?) (Steinzeichn.: Kriehuber.)

Bahnsteige reinigten, eine ganz nordische Frau bemerkte, wie ihm in Haltung, Gesichtsausdruck und Bewegungen der Frau etwas erschien, was ihre Beschäftigung noch nicht hatte unterdrücken können und was er nur als „Adel" bezeichnen konnte. Andererseits erinnert sich jeder an Beispiele desjenigen Menschenschlags, dem Adelstitel, Bildung und Reichtum, oder all diese zusammen, nicht helfen konnten, über den Mangel angeborener Vornehmheit hinwegzutäuschen.

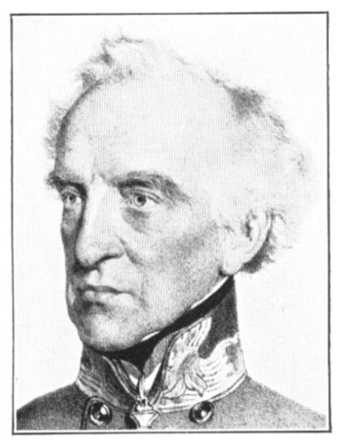


Abb. 97. Laval Graf Nugent von Westmeath, 1777—1862, aus irländischem Adel, österreichischer Heerführer. Nordisch. (Steinzeichn.: Kriehuber.)

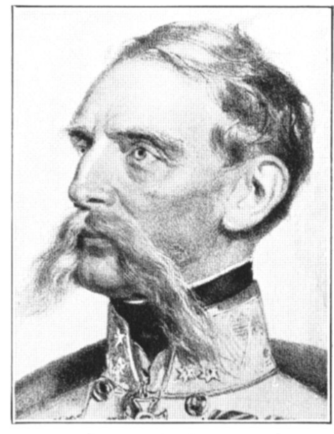


Abb. 98. Julius H. Frhr. v. Haynau, österr. Heerführer, 1786—1853. Nordisch. (Steinzeichn.: Kriehuber.)

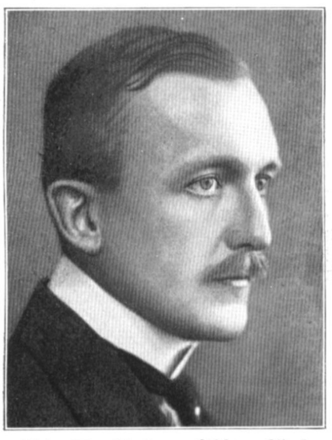


Abb. 99. Aus preußischem Adel. Vorwiegend nordisch.

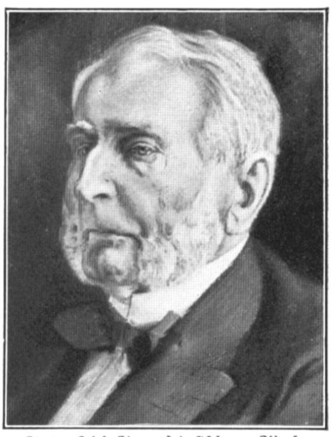


Abb. 100. Aus friesischem Adel. Nordisch oder vorwiegend nordisch.

Mir lag ein Bild vor, das einen nordischen Grafen vollendeten Wuchses und sichtlich bedeutenden Geistes neben seiner Braut darstellte, einer Tochter aus einem deutschen Fürstengeschlecht, dessen aus einer russischen „ebenbürtigen" Ehe stammendes innerasiatisches Blut sich in Wuchs und (für abendländisches Empfinden) abstoßenden Gesichtszügen deutlich zeigte, während Haltung und Gesichtsausdruck zugleich eine kränkliche Veranlagung vermuten ließen. Die Ehe mit dieser Fürstentochter hatte dem Grafen Verbindungen für eine Lauf-

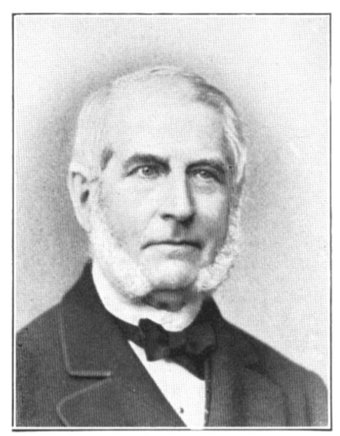


Abb. 101. Aus friesischem Adel. Nordisch.

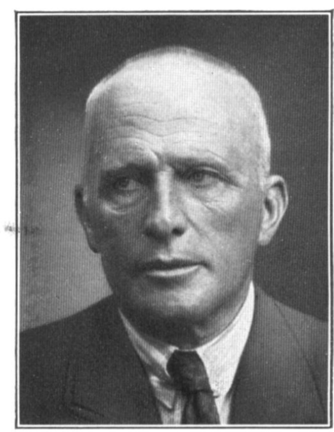


Abb. 102. Aus rheinischem Adel. Nordisch.

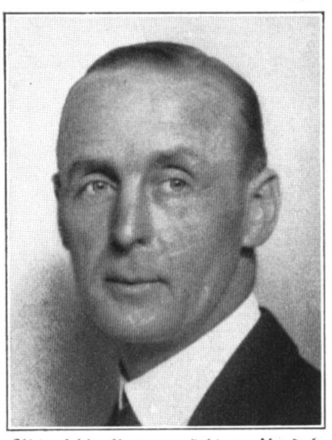


Abb. 103. Aus märkischem Uradel. Nordisch.



Abb. 104. Aus mecklenburgischem Adel. Nordisch.

bahn geschaffen, in welcher er zugleich mit der Befriedigung seines Ehrgeizes seinem Vaterland erhebliche Dienste leisten konnte. Sein Geschlecht aber? Seine Nachkommen? Das fernere Schicksal seines Blutes? — „Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde als ein Haus für Unsinnige“ (Nietzsche, „Also sprach Zarathustra“).

Es erwacht heute ein Empfinden dafür, was es bedeutet, wenn Sohn oder Tochter eines erblich hervorragenden, eines, wie man hören kann, „hochgezüchteten“ Geschlechts — sei es adlig oder nicht — dieses ganze durch Auslese im Lauf der Geschlechter gewonnene Erb=

gut verschleudert, für immer verschleudert durch eine unbedachte Gattenwahl — durch eine schändende Gattenwahl, wie heute schon mancher Tieferbelehrte sich ausdrücken würde. Es ist ein Empfinden dafür erwacht, was solche Gattenwahl bedeutet, ein Empfinden, das einem Entsetzen gleichkommt.



a



Aufn. Jäger

b

Abb. 105a und b. Viktoria, Königin von Schweden, geb. 1862. Enkelin Kaiser Wilhelms I. und Tochter Friedrichs I. von Baden.

„Bei der Ehe im adeligen, altadeligen Sinne des Wortes handelte es sich um Züchtung einer Rasse, also um Aufrechterhaltung eines festen, bestimmten Typus herrschender Menschen. Diesem Gesichtspunkt wurde Mann und Weib geopfert.“ So Nietzsche im „Willen zur Macht“. Aus der „altadeligen“ Ehe ist in unserer Zeit das Zerrbild der „standesgemäßen“ Ehe geworden, und „standesgemäß“ fing in unseren Tagen schon an, auch das von seinem ursprünglichen rassischen Sinn abgelenkte „ebenbürtig“ zu verdrängen. So war die Tochter einer adligen Gutsbesitzersfamilie genötigt worden, sich der Werbung eines besitzlosen, doch tüchtigen und arbeitsfreudigen Adligen nordischen Blutes zu entziehen, da sie sich mit einem reichen Emporkömmling nicht-nordischer Rasse verheiraten sollte, der ihr nach Kauf eines Gutes das „standesgemäße Heim“ bieten könne. Hier war also die Rücksicht auf eine „standesgemäße, der adligen Herkunft entsprechende Lebensweise“ stärker gewesen als Ebenbürtigkeitsbedenken.

Damit ist der Zeitpunkt bezeichnet, in welchem sich auch innerhalb

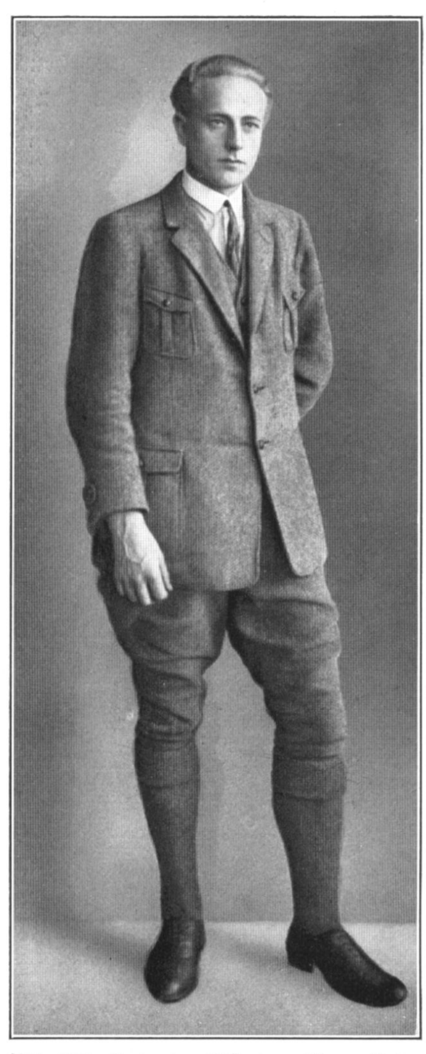


Abb. 106. Bote einer Münchner Firma. Vater Altbayer, Mutter Oberpfälzerin. Vergl. 62a und b. Vorwiegend nordisch.

des Standes, der bisher am meisten Sinn für Ahnenforschung, Stammbäume, Gattenwahl betätigt hatte, in welchem auch innerhalb des Adels die Auflösung der letzten Reste von Sippenehre und Sippenpflege begonnen hat.

Für Abwehr und Rettung war es nun auch innerhalb des Adels höchste Zeit geworden. Die deutsche Adelsgenossenschaft begann, sich der Rassenfrage wie der Erbgesundheitsfrage zu nähern. Sie und ihre Buchungshauptstelle, die EDDA (Eisernes Buch des Deutschen Adels deutscher Art), haben ein unbezweifelbares Verdienst um die Wiederbewußtmachung der Bedeutung des Blutes. Auch das „Deutsche Adelsblatt" hat schon der Zustimmung für wie dem Widerspruch gegen den Nordischen Gedanken Raum gegeben. Man kann nicht sagen, der Adel habe die Bedeutung der Rassenfrage im Sinne des Nordischen Gedankens in ihrem ganzen Ernst minder tief erkannt als weite Kreise der nichtadligen deutschen Jugend. So rühren sich innerhalb des Adels auch schon Kräfte da und dort, welche hinausdrängen über die Anfänge der deutschen Adelsgenossenschaft und der EDDA: bei der unter den Bedingungen zur Eintragung in die EDDA aufgenommenen Ablehnung der für das jüdische Volk bezeichnenden Rassen-

einschläge wie aller außereuropäischen Rassen solle nicht stehen geblieben werden; dem Adel sei ein rassisches Ziel zu setzen: die Auslese und Gattenwahl in der Richtung auf die nordische Rasse. — Es ist eine Frage der inneren Jugendlichkeit und Erneuerungsfähigkeit des deutschen Standesadels, ob und wie ein solches rassisches Ziel erkannt und erstrebt wird, eine Frage zugleich, welcher die Aufmerksamkeit aller Bekenner des Nordischen Gedankens zugewandt ist.



Abb. 107. Hochschullehrer aus baltischem Adel. Nordisch.

Wenn auch innerhalb des Adels der nicht-nordische Bestandteil verhältnismäßig geringer ist als innerhalb des ganzen deutschen Volkes, so wird sich doch auch innerhalb des Adels stärkerer Widerspruch gegen den Nordischen Gedanken durchsetzen. Den Kern der gegen den Nordischen Gedanken gerichteten Adelsgeschlechter werden begreiflicherweise außer den Trägern von Adelstiteln mit Einschlägen der für das jüdische Volk bezeichnenden Rassen jene nicht-nordischen Adelsgeschlechter ausmachen, welche in der schlichten Zielsetzung nordisch-gerichteter Gattenwahl und höherer Kinderzahl der vorwiegend nordischen Geschlechter eine Beeinträchtigung ihrer Geltung sehen. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des Adels wird demnach den Nordischen Gedanken ohne weiteres ablehnen, wie ihn ein beträchtlicher Teil des deutschen Volkes ablehnen wird. Auch im Adel haben sich

ja schon die Einwände geltend gemacht, welchen „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen“ (1925) entgegenzutreten versucht hat.

Ein erheblicher Teil des Adels scheint aber im Nordischen Gedanken wirklich schon das erkannt zu haben, was weiteren Kreisen der deutschen Jugend bewußt geworden ist: die Bedeutung der nordischen Rasse als der einzig adel-begründenden innerhalb der Völker mit nordischem Einschlag. So kommt nun alles darauf an, daß der geeignete Ebenburtsbegriff, der oben (S. 103 ff.) dargelegt wurde, nicht nur begriffen, sondern ergriffen wird.

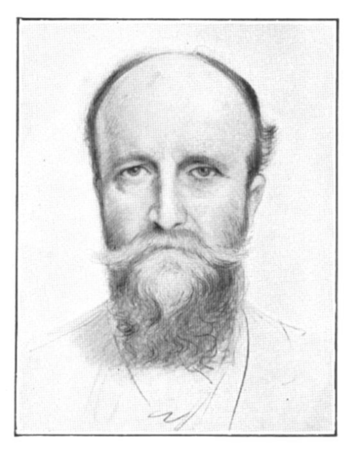


Abb. 108. Aus uckermärkischem Adel. Nordisch.
(Bleistiftzeichn.: Prof. Fahrenkrog.)

Der englische Adel hat niemals Ebenburtsgesetze als Standesschranken gekannt, sich aber rassisch bis in unsere Tage auf beträchtlicher Höhe gehalten und stellt immer wieder Menschen von vorbildlichem leiblich-seelischem Wesen — vorbildlich für eine Gesittung (Kultur) nordischer Richtung. Man muß nur einige Nummern einer bebilderten englischen Zeitschrift durchsehen, etwa die Nummern der Wochenschrift „Illustrated London News“, um zu erkennen, welche Auslese der größte Teil des englischen Adels immer noch darstellt. Immer wieder und immer noch ist der nordische Schlag dort in ausgezeichneter Reinheit vorhanden.

England hat kaum mehr nordisches Blut als Deutschland, aber während in Deutschland eine gründliche Vermischung nordisches und nicht-nordisches Blut durch alle Schichten mehr verteilt hat, hat sich das nordische Blut in England mehr innerhalb der Oberschicht erhalten und immer wieder durch Aufstieg gesammelt.[1]) Das war möglich trotz dem Fehlen von Ebenbürtigkeitsschranken — vielleicht aber gerade durch das Fehlen solcher Schranken. Der Hinweis

[1]) Daher stellen wir uns den „echten Engländer“ immer wieder als stark vorwiegend nordisch vor. Die Vorstellung ist entstanden durch den Anblick der außerhalb ihres Landes reisenden Engländer der Oberschicht. In den Gefangenenlagern in Deutschland konnte man unter den englischen Offizieren erstaunlich viele vollendet nordische Menschen sehen, während die englischen Soldaten oft durch ihre schwächlichen kleinen Gestalten auffielen.

auf die Bedeutungsentfaltung von „fair“ (vgl. S. 45 ff.) mag andeuten, in welcher Richtung sich Gattenwahl und Auslese innerhalb der Schichten Englands bewegt haben, welche sich „fair“ erweisen, bewähren oder erhalten wollten. Hierzu kam in England die Entstehung und Erhaltung der in rassischer Beziehung kaum überschätzbaren Ausleseschicht der gentry, einer breiteren, zahlreicheren unteren Oberschicht, wie man die gentry nennen könnte, nicht eigentlich vergleichbar mit Standesbildungen des Festlandes, am ehesten als ein zahlreicher Landadel anzusehen, wie ihn in Deutschland der 30 jährige Krieg nahezu ausgemerzt zu haben scheint, eine Standesschicht jedoch, die nach unten und noch mehr nach oben offener und durch geschriebene Eheschranken gar nicht, durch empfundene blutsmäßige Wesensschranken in einer für nordisches Empfinden vorbildlichen Weise zusammengehalten ist — oder bis in die neueste Zeit war.[1]) So besaß England eine dem echt nordischen Vorbild des gentleman und der lady in Lebensführung und Gattenwahl zustrebende Schicht, die breiter gelagert und bis in unsere Tage sicherer bewahrt war als irgendeine sonstige Ausleseschicht Europas. In dieser Schicht bewahrte England sein bestes Blut und mit dieser Schicht zerstört England seine beste Kraft und schließlich das Eigentlich-„Englische“ in seinem Volksleben. Die gentry war eben die Schicht, in der, einem echt nordischen Wesenszug entsprechend, aller Besitz und alle Bildung einem Menschen nicht die Anerkennung schaffen konnten, wenn ihm Haltung, Auftreten, Zurückhaltung, Beherrschung fehlten, wenn ihm die Kennzeichen fehlten, welche der Saga als vornehm



Abb. 109. Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, 1769—1852, englischer Heerführer und Staatsmann. Nordisch. (Gem.: J. Lucas, 1829.)

[1] Die Steuergesetzgebung des heutigen Englands scheint ja der gentry, sehr rasch ihren Erhaltungsuntergrund, den Landbesitz, zu entziehen und ihr eine sehr wirksame Geburtenbeschränkung aufzuzwingen.



Abb. 110. William Graf von Southampton. Vorwieg. nordisch (Zeichn.: Holbein.)



Abb. 111. Johann Wilhelm von Bentinck, 1648–1709, aus niederländ. Adel, engl. Staatsmann. Nordisch. (Stich: Drevet.)

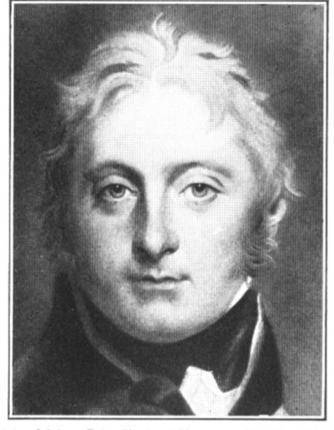


Abb. 112. Sir John Moore, 1761–1809, Heerführ. Nordisch. (Stich: n. Lawrence.)



Abb. 113. Lord Jeffrey, Baron Amherst, 1717–1797, engl. Heerführer. Nordisch.

galten und welche der nordische Hebbel, der Maurerssohn, besaß. (Vgl. S. 106.) Weil es wesentlich das Nordische an Leib und Seele war, das den gentleman ausmachte, mußte die Auslese der englischen Oberschicht entstehen, welche auch heute noch so verhältnismäßig viele vorbildlich-nordische Menschen und dem Britischen Reich noch so viele führende Männer stellt — all dies aber, ohne daß ein Ebenburtsbegriff Schranken geschaffen hätte. Auch der englische Thronfolger ist bei Eingehung einer Ehe laut Royal Marriage Act von 1792 zwar an die Zustimmung des Familienoberhauptes, nicht aber an irgendwelche Ebenbürtigkeitsgesetze gebunden.

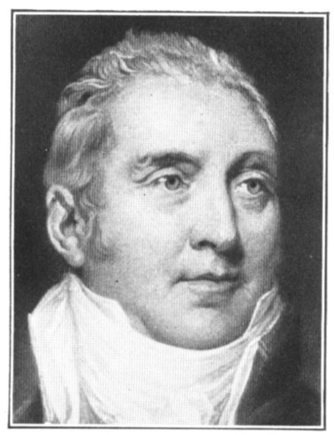


Abb. 114. Viscount E. P. Exmouth, 1757—1833, engl. Flottenführer. Nordisch.

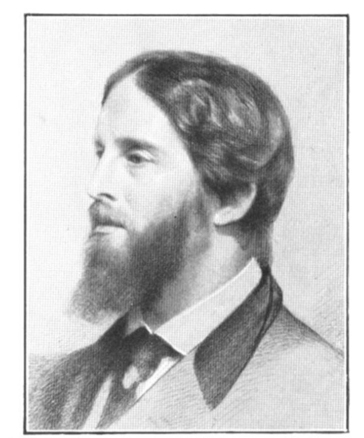


Abb. 115. Francis Turner Palgrave, 1824—1897, Dichter. Nordisch.

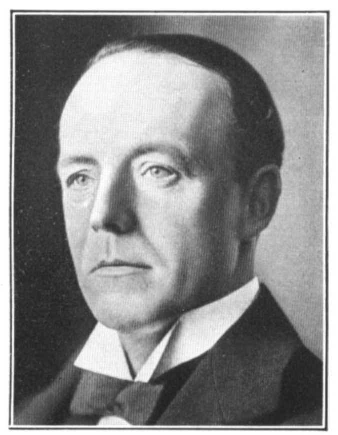


Abb. 116. Walter Runciman, englischer Staatsmann. Nordisch.

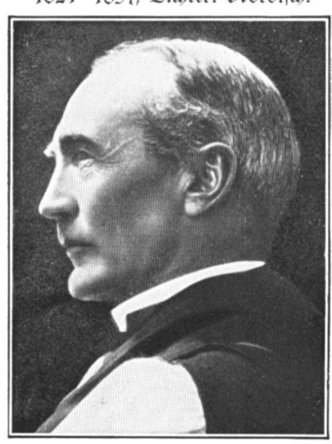
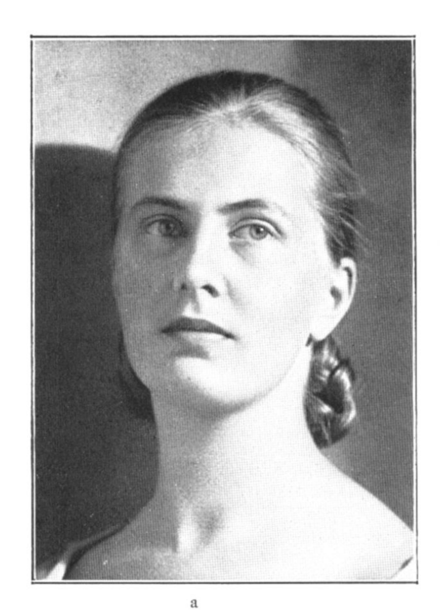


Abb. 117. Dr. A. F. Winnington Ingram, Lordbischof von London. Nordisch.

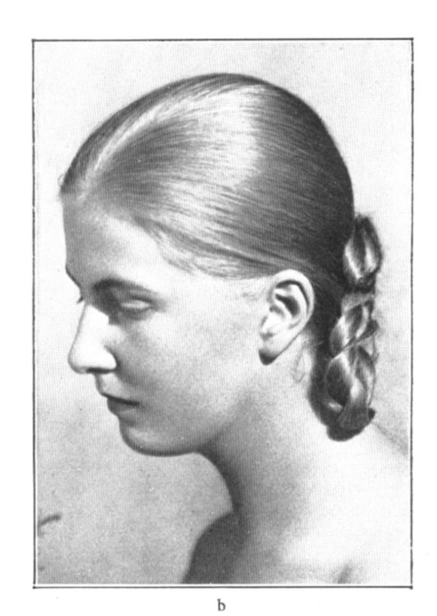
Ein Mann mit so regem Gefühl für Edelmannsart wie Lagarde hat nach einem Besuch in England Vorschläge zur Schaffung einer der gentry ähnlichen Schicht in Deutschland niedergeschrieben,[1]) Vorschläge, welche Hübscher[2]) in ihrem Wert erkannt hat. De Lagarde hat aber noch Verständnis des Staates für die Schaffung einer neuen Adelsschicht erwartet, die im Zeitalter der „Gleichheit aller Menschen" nicht mehr zu erhoffen ist. Selbsthilfe allein kann entscheiden und retten, und der so ernsten Lage gegenüber mußte sich ja gerade der Mut nordischen Blutes regen, die Wendung zu erwirken.

[1]) Vgl. Deutsche Schriften, vor allem „Über die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik", „Zur Reorganisation des Adels", Lehmann, München.

[2]) Neugestaltung des Adels. Süddeutsche Monatshefte, Heft 2, 1926.



a



b

Abb. 118 a und b. Aus ostpreußischem Adel.



Abb. 119. Aus märkischem Uradel. Nordisch. (Gesicht noch kindlich niedrig.)



Abb. 120. Aus pommerschem Uradel. Nordisch. (Höhe des Schädeldachs nicht bezeichnend.)

Wie innerhalb der deutschen Jugend überhaupt, so wird in der Jugend des deutschen Adels der Nordische Gedanke und seine Folgerungen als Grundgedanke einer deutschen Erneuerung wie als Grundgedanke deutscher Einigung ergriffen werden. Es gibt ja eigentlich noch keinen „deutschen“ Adel, sondern preußischen, sächsischen, baye-



Abb. 121. Marqueß H. W. P. Anglesey, 1768—1854, englischer Heerführer und Staatsmann. Nordisch. (Stich: Lawrence.)

rischen, welfischen, westfälischen und anderen Adel, daneben andere geschichtlich-erwachsene und im Adel wirksamer bewahrte Trennungen. Wie aber allen deutschen Stämmen der nordische Einschlag gemeinsam ist und das Einigende darstellt, so ist das Nordische nach Entstehung, Herkunft, unbewußter Vorbildlichkeit und nach der gegenwärtigen rassischen Zusammensetzung für den Adel das Gemeinsame. Die Entscheidung für oder gegen den Nordischen Gedanken ist zugleich die Entscheidung für oder gegen die Schaffung eines einigen deutschen Adels, der sich als A u s l e s e bewähren will.

Namenverzeichnis

Abbildungen sind durch ein * neben der Seitenzahl gekennzeichnet

---

Schlagwort-Verzeichnis

Rasse und Stil

Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes. Von Dr. Hans F. K. Günther. 132 Seiten Text mit 80 Abbildungen. 1926. Geh. M. 5.—, gebd. M. 6.50.

Auch dieses neue Werk Dr. Günthers bedeutet einen wichtigen Fortschritt. Der Verfasser ist nicht bei der Feststellung der leiblichen und seelischen Rassenmerkmale, der seine ersten Werke gewidmet waren, stehen geblieben Dort hat er die unerläßliche wissenschaftliche Grundlage für die weitere Erforschung der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Rassen geschaffen, in Rasse und Stil baut er hierauf weiter. Nach einer Betrachtung des Stils im Auftreten bezeichnender Vertreter der verschiedenen Rassen untersucht er, wie weit die Stile künstlerischen Schaffens vom seelischen Wesen verschiedener Rassen abhängen. Beispiele aus der Literatur wie aus der bildenden Kunst werden herangezogen. Entscheidend für einen Kunststil ist sein Verhältnis zur Form; formverleihend sind die nordische und die westische Rasse, formabweisend die ostische und die ostbaltische. Beispiele nordischer Stilgestaltung sind Dürer, Bach, Hebbel, Flaubert, während die skaldische Dichtung als ihre westische, Beethoven, Keller, Schwind als ostische Abwandlung erscheinen. Ostbaltische Formauflösung bis zum Allvergessen als Erlösung findet sich bei Novalis, Schopenhauer und Wagner, während der Stil des Barock als nordisch-dinarische Kunst der nordischen Gotik und der nordischen Renaissance gegenübergestellt wird.

So ist die Schrift ein neuer, auch zu eigenem Forschen höchst anregender Beitrag zur Erforschung der Bedeutung der Rasse im Leben der Völker und eine Hilfe zur Erkenntnis und Erneuerung des Arteigenen.

Der Nordische Gedanke unter den Deutschen.

Von Dr. Hans F. K. Günther. 137 Seiten. Mit 25 Abbildungen. 1925. Geh. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 6.—.

Inhalt: Das Erwachen des Nordischen Gedankens / Des Nordischen Gedankens weltanschauliche Grundlagen / Einige Einwände gegen die rassenkundlichen Grundlagen des Nordischen Gedankens / Der Nordische Mensch als Vorbild für die Auslese im deutschen Volk / Die Nordische Bewegung und das Wesen des Nordischen Gedankens / Über den „Wert" der Menschenrassen / Rasse, Rassenmischung und Gesittung / Schöpfergeist und Rasse / Rasse und Gattenwahl / Die Ehrung des Leibes / Die Nordische Bewegung / Ein Wort an ihre Führer.

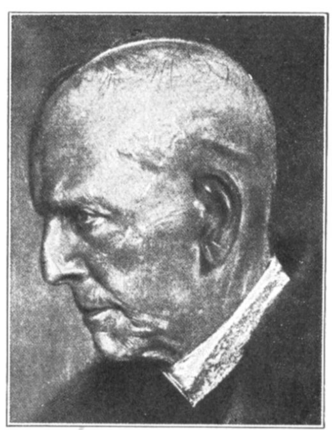
Dieses Buch, gründlich und gewissenhaft in den Behauptungen, scharf und schneidend in der sachlich begründeten Abwehr, schafft Klarheit über die Ziele der nordischen Bewegung und ist für deren Freunde eine vorzügliche Waffe.

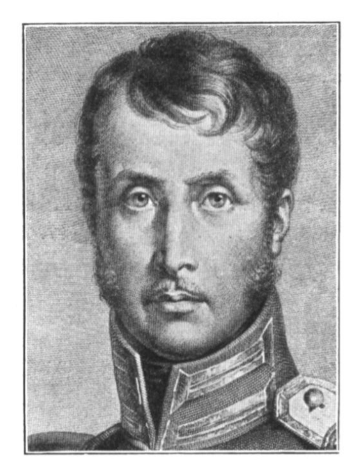
Lichtbilder

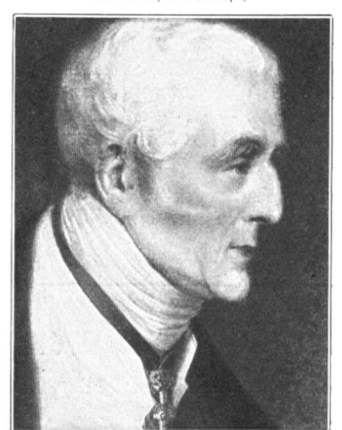
für Vorträge. Nach Dr. Hans F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes.

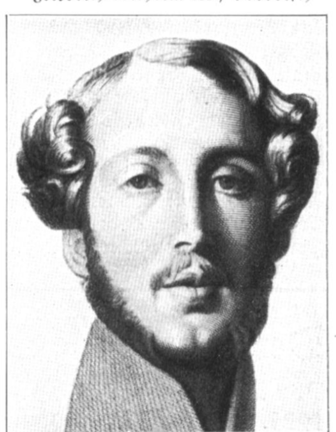
Ausgabe A: 50 Bilder auf 25 Zelluloid-Platten. Größe $8^1/_2 \times 10$ cm, leicht und unzerbrechlich. Verkaufspreis M. 35.—, Leihgebühr M. 10.—.

Ausgabe B: 1 Film mit 69 Bildern. Filmbandbreite 3,4 cm, verwendbar in Filmosto- und ähnlichen Apparaten. Verkaufspreis M. 4.25.


Moltke, Nordisch


Friedrich Wilhelm III., Nordisch


Wellington, Nordisch


Prinz von Orleans, Nordisch


Frh. von Stein, Nordisch-Dinarisch


Fürst Metternich, Nordisch-Vorderasiat. (?)

Probeabbildungen aus Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes.

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Dr. Hans F. K. Günther.

10. Aufl. Mit 27 Karten und 541 Abbildungen. 1926. In Ganzleinen geb. M. 12.—. Halbleder M. 16.—.

Trotz des einengenden Titels ist die Rassenkunde des deutschen Volkes gegenüber der Rassenkunde Europas das ausführlichere und allgemeinere Werk. Fast alle Fragen, die in der europäischen Rassenkunde nur kurz gestreift sind, sind in der deutschen eingehend, grundlegend und grundsätzlich behandelt. So die Gesetze der Vererbung, die Geschichte der nordischen Rasse, die Judenfrage, Entnordung und Entartung, die Rassenverteilung in Deutschland, die Aufgabe des deutschen Volkes u. a. Die Rassenkunde des deutschen Volkes und die Rassenkunde Europas ergänzen sich gegenseitig.

Jeder, der an der Zukunft unseres Volkes nicht verzweifelt, muß das Günthersche Buch als ein wertvolles Mittel zur Aufklärung nicht nur der gebildeten Schichten, sondern der breiten Massen unseres Volkes betrachten, als ein Buch, das geeignet ist, viele bisher unwissende und gleichgültige Volksgenossen aufzurütteln und mit der Überzeugung von der Notwendigkeit der Erhaltung und Verbesserung unserer Rasse im Sinne nordischen Blutes zu erfüllen. Man kann diesem ausgezeichneten Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen. (Geheimer Obermedizinalrat Dr. Krohne, Berlin, Vorsitzender der Gesellschaft für Rassenhygiene in der „Münch. Medizin. Wochenschrift".)

Das Problem der Rasse ist eines von denen, die im Laufe der menschlichen Geschichte wie über Nacht kommen und schnell ein zunehmendes, bald ein beherrschendes Interesse finden. Es ist falsch, wenn die Älteren unter uns, weil die Sache in dieser Form neu ist, sich nicht darein vertiefen wollen und mit der Begründung mangelnder „Wissenschaftlichkeit" die Beschäftigung damit ablehnen. Damit macht man die Frage nur zur Domäne des umherwildernden Dilettantismus und einer Agitation, die überhaupt nichts mehr von sachlichen Gesichtspunkten weiß. (Paul Rohrbach in der „Christlichen Welt".)

Rassenkunde Europas. Von Dr. Hans F. K. Günther.

Mit 362 Abb. und 20 Karten. 2. verb. Auflage 1926. Geh M. 6.—, in Leinen geb. M. 8.—. (Von diesem Werk erschien auch eine engl. u. schwed. Übersetzung.)

Die Rassenkunde Europas entsprang dem Wunsche, die nun in der 10. Auflage vorliegende Rassenkunde des deutschen Volkes von der Darstellung der Rassenverhältnisse der übrigen europäischen Länder zu entlasten und andererseits Gelegenheit zu finden, in einem eigenen Werke die auch für Deutschland so wichtige Rassenverteilung Europas, insbesondere seiner Nachbarn, darzustellen. Auch die Rassengeschichte dieser Staaten und insbesondere die Geschichte der nordischen Rasse auf ihrem Wege durch die Länder Europas und Asiens ist ausführlich geschildert. So ist dieses Werk eine notwendige Ergänzung für die 10. und alle weiteren Auflagen der Rassenkunde des deutschen Volkes, aber auch der Besitzer einer früheren Auflage findet hier sehr viel neue Beobachtungen, die hauptsächlich auf den sehr ertragreichen Aufenthalt des Verfassers in Ostdeutschland und Norwegen und Schweden zurückzuführen sind.

Wie sehr sich die europäischen Rassen im allgemeinen im Lauf der Jahrhunderte verschlechtert haben, davon gibt auch Grant und Günthers Europäische Rassenkunde ein erschreckendes Bild. Letzteres Buch, das nur 6 Mark kostet, sollte jeder Deutsche lesen. (Graf Keyserling im Ehebuch.)

Auch wer anderer Ansicht ist als der Verfasser, wird seine Bücher nicht ohne Anregung und wirklichen Gewinn lesen. (Deutsche Medizinische Wochenschrift.)

Rasse und Seele. Von Dr. Ludwig F. Clauß. Mit 8 Tafeln und 155 Textabbildungen. 1926. Preis geh. M. 7.—, in Lwd. geb. M. 9.—.

Aus dem Inhalt: I. Grundfragen. Artgesetz und Eigenschaft. Seele und Leib. Der Ausdruck. Die Arbeitsweise unserer Forschung und ihre Grenze. II. Gestalten: Seele und Landschaft. Reine Gestalten. 1. Die nordische Seele. Die Einsamkeit. Gestaltung des Schicksals. Nordische Glaubensgestaltung 2. Die mittelländische Seele. Die Bühne des Lebens. Spannung und Entladung. 3. Die ostische Seele. 4. Bemerkungen über die orientalische Seele. Die Versunkenheit und die Verzückung. Die Vision. / Gestörte Gestalten. / Die zugehörigen Schauplätze des Ausdrucks. Der Sinn der körperlichen Merkmale. Clauß geht bei seinen rassenpsychologischen Forschungen von der grundlegend neuen Erkenntnis aus, daß die seelische Eigenart einer Rasse nicht durch eine Aufzählung und Beschreibung von „seelischen Merkmalen" dargestellt werden kann. Sie kann vielmehr gleich der seelischen Eigenart eines Kunstwerks nur durch eine Stilforschung erfaßt werden. Die Stilforschung bleibt nicht am äußerlich sichtbaren Was hängen, sie dringt in die Tiefen des Wie menschlicher Artung ein. Die Darstellungsweise von Clauß ist nicht trocken und gelehrt, wie das Wort Stilforschung vielleicht erwarten läßt. Sie ist im höchsten Grade anregend und lebendig, durch die geschilderten Erlebnisse eine Art rassenpsychologisches Reisetagebuch, trotzdem aber eine wissenschaftlich zuverlässige und systematisch aufgebaute Darstellung. Die zahlreichen, sehr geschickt ausgewählten Abbildungen belegen, meist durch Beispiel und Gegenbeispiel, die Beobachtungen des Verfassers über die grundsätzlich verschiedene Artgesetzlichkeit der verschiedenen Rassen.

Clauß' Buch gehört schon durch die Fülle der anzuschauenden Bilder und durch seine nachdenksame Untersuchungsweise zu den unentbehrlichen Kundgebungen des Rassegedankens. (Bayreuther Blätter.)

Die Schrift ist recht geistvoll und sachlich gehalten. (Deutsche Akadem. Rundschau.)

Wer das Buch eingehend liest und sich seinen Inhalt zu eigen macht, dem wird die Anwendung des daraus Gelernten Freude und Nutzen bringen. (Neue Preußische Lehrerzeitung.)

Eine unendliche Menge kluger Betrachtungen, geistreicher Schlußfolgerungen und Aussprüche tritt dem Leser hier entgegen. (E. v. Liebert i. d. Deutschen Zeitung.)

Der Verfasser beweist ein in vieler Hinsicht feineres geographisches Empfinden als die Mehrzahl der Geographen. Günthers Rassenkunde, ergänzt und nach der seelischen Seite vertieft durch Claußens Bücher — fürwahr ein paar Erkenntniswerke, auf die das deutsche Volk stolz sein kann. (Ewald Banse in der Neuen Geographie.)

Rassenseele und Christentum. Ein Versuch, die Erkenntnisse der Rassenforschung im religiösen Dienst am Volk zu verwenden. Von Josias Tillenius. 1926. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.50.

Das Buch aus der Praxis des Pfarramtes entstanden schließt an Günthers Gedanken in seinem Werk Rasse und Stil an. Es will dazu helfen, daß das Evangelium deutsch und das Deutschtum gottverbunden werde. Nicht Individualseele soll das Wort Seele hier bedeuten, sondern einen Typus, die Struktur einer bestimmten Seelenart. Ausführlich wird das Wesen der ostischen und nordischen Seelen gegenübergestellt und es ist interessant, dem Verfasser in seinen Ausführungen über die verschiedenartigen Einstellungs- und Wirkungsmöglichkeiten des Geistlichen auf seine Gemeinde zu folgen. Da die Gemeinden überall rassisch gemischt sind, wohl aber oft das Nordische oder Ostische überwiegt, ist für den Seelsorger das Hineinfühlen in die rassische Seelenart von großer Bedeutung.

Eine Tafel „Deutsche Rassenbilder" mit 32 Abbildungen aus Günthers Rassenkunde und einer vergleichenden Übersichtstabelle der körperlichen Rassenmerkmale. Format 48 × 64 cm. M. 1.—, auf Leinen aufgezogen mit Ösen zum Aufhängen M. 2.—.

Hans Baldenwegs Aufbruch. Ein deutsches Spiel in 4 Auftritten von H. F. K. Günther. (Deutsche Bühnenbüch. Bd. IX.) Geh. M. —.40.

Ist Rasse Schicksal? Grundgedanken der völkischen Bewegung. Von Ministerialrat Hanns Konopacki-Konopath. 1926. 30 Seiten mit 28 Abb. Geh. M. 1.—.

In drei Abschnitten: Rassengeschichte, Rassenbewußtsein und germanische Weltanschauung zeigt der Verfasser das einheitliche Wesen und den Wert des in der völkischen Bewegung wurzelnden deutschen Volkstums. Er fragt:

Ist das Schicksal einer Rasse naturnotwendig durch biologische Gesetze bedingt oder bedeutet Schicksal Selbstbestimmung? Von hoher moralischer Warte aus bekennt sich Verfasser zu dieser zweiten Entscheidung. Das nordische Blut ist nämlich im deutschen Volke so weit verbreitet, daß jeder einzelne daran Anteil hat und dementsprechend auch die Möglichkeit, von sich aus zur Wiedervernordung beizutragen. Es bedarf dazu nur der Erkenntnis des Wertes der nordischen Rasse und eines festen Willens zu seiner Verwirklichung.

Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. Von Dr. Hans F. K. Günther. 2. Auflage. Mit der Dürerschen Radierung. Geh. M. 3.—, in Ganzleinen geb. M. 4.50.

Aus dem Inhalt: Die heldische Liebe, der heldische Glaube, der heldische Haß. — Das Weib und der heldische Gedanke. — Die deutsche Haupt- und Heldensprache. — Die heldische Staatskunst. — Die heldische Rasse.

Wie ein altes Skaldenlied — oder besser noch: Wie eine wachrüttelnde Faust ist der Inhalt dieses Buches. (München-Augsburger Abendzeitung.)

Man atmet die frische, reine Luft völkischer Kraft und Daseinsbejahung, wenn man Günthers oft wuchtig und begeistert hinströmende Ausführungen auf sich wirken läßt. Aus den stickigen Niederungen moderner Massenpsychose führt der Verfasser mit der sicheren Hand des Geschichts- und Kulturkundigen und des Völkerpsychologen hinauf auf die sonnigen, strahlenden Höhen heldischen Volkstums. (Dresdener Nachrichten.)

Kurzer Abriß der Rassenkunde. Von Dieter Gerhart. In Anlehn. an die „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Günther. 3. Aufl. Mit 28 Abbild. 1925. M. —.50, bei Massenbezug M. —.30.

Diese knappe kurze Einführung unterrichtet klar und eindringlich über die körperlichen und seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen und zeigt, welche Aufgaben jedem einzelnen und dem ganzen Volke aus diesen Kenntnissen für Gegenwart und Zukunft erwachsen. Geeignet als Text für Vorträge.

Der Untergang der großen Rasse. Die Rassen als Grundlage der Geschichte Europas. Von Madison Grant, Neu-York. Einzige berechtigte Übersetzung von „The Passing of the Great Race“ durch Prof. Dr. Polland, Graz. Mit 4 Karten. 171 Seiten. 1925. Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—.

Aus dem Inhalt: Rasse und Demokratie / Physische Grundlage der Rasse / Rasse und Wohnsitz / Der Kampf der Rassen / Rasse, Sprache und Nation.

Dieses Buch, von dem in Amerika in wenigen Jahren vier Auflagen erschienen, zeigt in erschütternder Weise die Gefahren, die den Trägern unserer heutigen europäischen Kultur drohen. Ungenügende Vermehrung und dadurch Überwucherung durch minder wertvolle Rassen ist das sichere Ende der nordischen Rasse und damit ihrer schöpferischen Kultur, wenn die nordrassige Menschheit nicht noch rechtzeitig die Gefahren erkennt und bekämpft, wie dies die Vereinigten Staaten durch ihre Beschränkung unerwünschter Einwanderung getan haben. Er erst weist auf die Wege, dem Untergang des Abendlandes zu begegnen.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß Grants höchst bedeutsames Buch nunmehr sich in Deutschland einen ebenso großen Leserkreis erwerben wird wie in Amerika. (Deutschösterreichische Tageszeitung.)

Ein interessantes und eigenartiges Buch. Interessant deswegen, weil es der Amerikaner Grant geschrieben hat, der in hohem Maße an dem Zustandekommen der amerikanischen Schutzgesetze für die nordische Rasse mitgewirkt hat, eigenartig, weil es ohne jede besondere Vorliebe für das deutsche Volk, das doch zu seinen größten Teilen nordischen Blutes ist, eben dieses nordische Blut als Schöpfer und Erhalter der abendländischen Kultur klar erkannt hat. (Deutsche Akademikerzeitung.)

Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen. Von Lothrop Stoddard, A.M., Ph. D. (Harv.). Einzige berechtigte Übersetzung von „The Revolt against Civilization“ durch Dr. Wilhelm Heise. 1925. Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—.

Lothrop Stoddard, der amerikanische Forscher und Schriftsteller, kennt Europa seit langen Jahren aus eigener Anschauung. Seine Verdienste liegen in der scharfen Erfassung der Bedeutung biologischer Tatsachen für die Geschichte der Menschheit, der Kulturen, insbesondere unserer abendländischen. Er will nicht verzichten und gelassen dem Niedergang zusehen. Die biologische Wissenschaft weist ihm die Wege zur Rettung. Artverbesserung heißt die Losung, und zwar zunächst durch Aufklärung über die der Kultur durch das Empordringen minderwertiger und entarteter Bevölkerungsbestandteile drohende Gefahr. Lothrop Stoddard will nicht nur aufklären über die durch die Minderwertigen drohende Gefahr, nein, er will aufrufen zur Wiedergesundung unserer Art durch tätige Mitarbeit der Gesellschaft. Der festeingewurzelte Glaube an die Umweltlehre, die nach den Ergebnissen der biologischen Forschung unserer Tage unhaltbar ist, muß überwunden werden. Diese Lehre hindert uns auch, den schärfsten Gegner unserer Kultur, den Bolschewismus, in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. Der Bolschewismus stellt sich als die Welt- und Lebensanschauung der Minderwertigen und Entarteten, jener geborenen Feinde der Kultur, dar. Entsprechend dieser biologischen Deutung sieht Stoddard auch nur einen Weg, der zum Erfolg führen kann: die Anwendung der Ergebnisse der Erbgesundheitslehre.

Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene.

Von Prof. Dr. E. Baur, Vorstand d. Instituts f. Vererbungsforschung a. d. landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, Dr. E. Fischer, o. ö. Professor der Anatomie in Freiburg i. B., und Dr. Fr. Lenz, Professor der Rassenhygiene in München. Zwei Bände. Dritte, umgearbeitete Auflage erscheint 1927. Band I: Preis etwa M. 16.—. Band II: Etwa M. 12.—.

Streifzug durch das Werk: Die Ergebnisse der Erblichkeitsforschung. — Die Folgen der Verwandtenehe. — Was hat die schwarze Hautfarbe mit der Sonnenwirkung zu tun? — Die Bedeutung der Rassenmischung für die Entstehung der Völker und deren Kultur. — Welche Krankheiten sind erblich? — Beruht Kurzsichtigkeit auf Naharbeit oder auf Erbanlage? — Die Söhne der Tochter erben die Farbenblindheit des Großvaters. — Wenn Taubstumme heiraten. — Die Gefahr der Vererbung von Geisteskrankheiten. — Tabak, Alkohol, Syphilis u. a. als Schädiger der Keimsubstanz. — Die Erblichkeit von Talent und Genie. — Genie und Wahnsinn. — Ist alles gleich, was Menschenantlitz trägt? — Neger und Weiße in Amerika. — Die Judenfrage und der Antisemitismus.

Die Auslese durch die Gattenwahl und den Lebenskampf. — Die Auslese in Sparta und im „sozialen Staat" von heute. — Die Auslese durch Syphilis: 70,000 syphilitische Kinder werden jährlich in Deutschland geboren. — Das Alkoholgewerbe hat um 50% höhere Sterblichkeit als die übrige Bevölkerung. Die gemeinsame Stammutter von Hölderlin, Uhland, Gerok, Schelling, Mörike usw. — Was folgt für die Entwicklung des Volkstums und der Kultur, wenn höhere Beamte durchschnittlich 2, Landarbeiter aber 5,2 Kinder haben? — Die Beweggründe der Geburtenverhütung. — Der Untergang des Abendlandes, eine Folge des Rückgangs der kulturbegabten Rassen, keine Alterserscheinung. — Die Rassenhygiene als Pflege und Erhaltung der erblichen Veranlagung. — Können Eheverbote helfen? — Die Unfruchtbarmachung unerwünschter Personen. — Die Rassenhygiene im Strafrecht. — Zahlreiche Kinder oder wenige besonders tüchtige? — Die Gründung von bäuerlichen Lehen zur Stützung des rassisch wichtigen Bauernstandes. — Was kann die rassenhygienische Eheberatung leisten? — Ehe und „Verhältnis". — Wieviel Kinder muß die gesunde Familie hervorbringen? — Die Aufgabe der Jugend.

Das Ganze ist eine vorzügliche Leistung, die einzig in der Literatur dasteht. Jeder Gebildete wird in den beiden Büchern eine Fülle von Wissen und Anregungen finden. (Ostseezeitung.)

Es sei nur gesagt, daß das gedankenreiche Werk im Vergleich zur ersten Auflage noch vertiefter und geschlossener geworden ist. Möge es nicht nur viele Leser, sondern vor allem solche finden, die Einsicht und Kraft genug besitzen, seine hohen Ideen in die Tat umzusetzen. (Deutsche Med. Wochenschrift.)

Über die biologischen Grundlagen der Erziehung.

Von Dr. Fritz Lenz, Professor der Rassenhygiene in München. 1925. M. 1.50.

In äußerst klarer und anschaulicher Weise wird hier den Erziehern die Anschauungsweise der Rassenforscher vorgetragen und auf das Gebiet der Erzieher angewandt. (Münchner Medizinische Wochenschrift.)

Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker. Von Graf J. A. Gobineau. Einführung zu seiner unvollendet hinterlassenen „Rassenkunde Frankreichs", Aus dem Französischen übertragen und herausgegeben von Dr. Julius Schwabe. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.80.

Die Schrift gibt eine bisher unveröffentlichte Arbeit aus dem Nachlaß Gobineaus, des bekannten Rassenforschers, wieder, die wichtige Ergänzungen enthält zu seiner großen Rassenkunde. Ein größerer Teil des ersten Stückes befaßt sich mit der allgemeinen Frage der Rassenmischung, ein anderer gibt einen Abriß der englischen Rassengeschichte. Auch eine Anzahl der übrigen Völker Europas werden der Reihe nach auf ihren Anteil an germanischem Blut hin gemustert; insbesondere wird der germanische Charakter der Elsaß-Lothringer hervorgehoben. Auch die von Franzosen und Italienern neuerdings so hochgelobte lateinische Rasse wird gründlich zerzaust.

Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde. Von Dr. Walter Scheidt, Hamburg. Mit 11 Textabbildungen und 7 Fragebogen zum Eintragen von Beobachtungen. 1923. Geh. M. 5.—, in Ganzleinen geb. M. 7.—. Die beigegebenen Formblätter, nämlich Beobachtungsblätter und Fragebogen, werden auch gesondert ohne das Buch zum Preise von M. 1.20 abgegeben.

Aus dem Inhalt: Begriff und Aufgaben der naturwissenschaftlichen Familienkunde / Familie und Vererbung / Familie und Rasse / Familie und Umwelt / Die Vererbung einzelner Merkmale beim Menschen / Die Arbeitsweisen der naturwissenschaftlichen Familienkunde / Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse / Unmittelbare anthropologische Beobachtung der Familienmitglieder / Betrieb und Ausbau der familienanthropologischen Forschung / Wert der Familienanthropologie für Wissenschaft und Leben / Ausführliches Verzeichnis der einschlägigen Schriften.

Das Buch ist klar und anregend geschrieben und wertvoll für Gebildete aller Stände, welche der Familienkunde einen gediegenen naturwissenschaftlichen Untergrund geben wollen.

Familienbuch. Anleitung und Vordrucke zur Herstellung einer biologischen Familiengeschichte. Zusammengestellt von Dr. Walter Scheidt, Privatdozent für Anthropologie an der Universität Hamburg. Preis M. 10.—.

Dieses Buch wird der Stolz jeder Familie werden. Hier soll alles eingetragen werden, was über die körperlichen Anlagen und Leistungen jedes Familienmitgliedes bekannt ist. Der genealogische wie der biologische Familienforscher kommt in gleicher Weise zu seinem Recht.

Die vornehme und dauerhafte Ausstattung trägt dazu bei, das Familienbuch zu einem sehr geeigneten Geschenk bei Gelegenheit von Hochzeiten, Taufen, Geburtstagen und anderen Familiengedenktagen zu machen. (Prof. Lenz in der Münchener Medizinischen Wochenschrift.)

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Dr. Hans F. K. Günther.

10. Aufl. Mit 27 Karten und 541 Abbildungen. 1926. In Ganzleinen geb. M. 12.—. Halbleder M. 16.—.

Trotz des einengenden Titels ist die Rassenkunde des deutschen Volkes gegenüber der Rassenkunde Europas das ausführlichere und allgemeinere Werk. Fast alle Fragen, die in der europäischen Rassenkunde nur kurz gestreift sind, sind in der deutschen eingehend, grundlegend und grundsätzlich behandelt. So die Gesetze der Vererbung, die Geschichte der nordischen Rasse, die Judenfrage, Entnordung und Entartung, die Rassenverteilung in Deutschland, die Aufgabe des deutschen Volkes u. a. Die Rassenkunde des deutschen Volkes und die Rassenkunde Europas ergänzen sich gegenseitig.

Jeder, der an der Zukunft unseres Volkes nicht verzweifelt, muß das Günthersche Buch als ein wertvolles Mittel zur Aufklärung nicht nur der gebildeten Schichten, sondern der breiten Massen unseres Volkes betrachten, als ein Buch, das geeignet ist, viele bisher unwissende und gleichgültige Volkgenossen aufzurütteln und mit der Überzeugung von der Notwendigkeit der Erhaltung und Verbesserung unserer Rasse im Sinne nordischen Blutes zu erfüllen. Man kann diesem ausgezeichneten Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen. (Geheimer Obermedizinalrat Dr. Krohne, Berlin, Vorsitzender der Gesellschaft für Rassenhygiene in der „Münch. Medizin. Wochenschrift".)

Das Problem der Rasse ist eines von denen, die im Laufe der menschlichen Geschichte wie über Nacht kommen und schnell ein zunehmendes, bald ein beherrschendes Interesse finden. Es ist falsch, wenn die Älteren unter uns, weil die Sache in dieser Form neu ist, sich nicht darein vertiefen wollen und mit der Begründung mangelnder „Wissenschaftlichkeit" die Beschäftigung damit ablehnen. Damit macht man die Frage nur zur Domäne des umherwildernden Dilettantismus und einer Agitation, die überhaupt nichts mehr von sachlichen Gesichtspunkten weiß. (Paul Rohrbach in der „Christlichen Welt".)

Rassenkunde Europas. Von Dr. Hans F. K. Günther. Mit 362 Abb.

und 20 Karten. 2. verb. Auflage 1926. Geh. M. 6.—, in Leinen geb. M. 8.—. (Von diesem Werk ist auch eine engl. u. schwed. Übersetzg. erschien.)

Die Rassenkunde Europas entsprang dem Wunsche, die nun in der 10. Auflage vorliegende Rassenkunde des deutschen Volkes von der Darstellung der Rassenverhältnisse der übrigen europäischen Länder zu entlasten und andererseits Gelegenheit zu finden, in einem eigenen Werke die auch für Deutschland so wichtige Rassenverteilung Europas, insbesondere seiner Nachbarn, darzustellen. Auch die Rassengeschichte dieser Staaten und insbesondere die Geschichte der nordischen Rasse auf ihrem Wege durch die Länder Europas und Asiens ist ausführlich geschildert. So ist dieses Werk eine notwendige Ergänzung für die 10. und alle weiteren Auflagen der Rassenkunde des deutschen Volkes, aber auch der Besitzer einer früheren Auflage findet hier sehr viel neue Beobachtungen, die hauptsächlich auf den sehr ertragreichen Aufenthalt des Verfassers in Ostdeutschland und Norwegen und Schweden zurückzuführen sind.

Wie sehr sich die europäischen Rassen im allgemeinen im Lauf der Jahrhunderte verschlechtert haben, davon gibt auch Grant und Günthers Europäische Rassenkunde ein erschreckendes Bild. Letzteres Buch, das nur 6 Mark kostet, sollte jeder Deutsche lesen. (Graf Keyserling im Ehebuch.)